Papst und Kaiser.

Zweiter Theil.

Papst und Kaiser.

Nach dem Französischen des

Dinocourt

frei bearbeitet

von

G. H. F. de Castres de Tersac.

JHB.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1840.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Herabzusteigen von der Wünsche Gipfel,
Des Lebens höchstem Ziele zu entsagen,
Und wie ein Aar, gebroch'nen Fittiches,
Zum Himmel aufzublicken, — o es ist
Ein großer Schmerz und nicht entehret hier
Den Mann die Thräne.

Uhland.

Erstes Kapitel.

Kaum war die Nachricht dieser strengen Maßregel in Deutschland und Italien bekannt, als dort Alles in eine dumpfe Gährung gerieth. Jeder, in sehnsuchtsvoller Erwartung der wichtigen Folgen, suchte entweder seinen Vortheil daraus zu ziehen, oder doch nicht als deren Schlachtopfer zu fallen. Der Eine bot der nach seiner Meinung siegenden Parthei seine Dienste an; der Andere war in seinem Betragen so behutsam, damit — welches auch der Ausgang dieses Kampfes sein, ob Kaiser oder Papst siegen würde — man ihm keine Vorwürfe machen könne: denn Niemand urtheilte so unklug, daß Gregor den Heinrich den über ihn errungenen Sieg nicht theuer erkaufen lassen werde. Der geistliche Plebs besonders machte Miene, den lebhaftesten Antheil am Kriege nehmen zu wollen, oder an der Kirchenspaltung, die unfehlbar ausbrechen würde, sobald man in Rom die Ereignisse zu Worms erfahren habe. Die Bischöfe, je nachdem sie die Parthei Heinrichs oder Gregors ergriffen, suchten,

von der Kanzel herab, ihre Beichtkinder für ihre Meinung zu gewinnen, welches Opfer es auch kostete, und machten das Heil ihrer Seelen davon abhängig. Die Großen und Ritter boten, aus ähnlichen Rücksichten, alles Mögliche bei ihren Vasallen auf, um sich für die Zeit der Noth ihres Beistandes zu versichern. Hier verschrie man den Kaiser als Tyrannen, dort den Papst; dort wie hier dictirten Interesse und Leidenschaften diese so entgegengesetzten Meinungen, welche man als Wahrheit Jedermann aufdrängte. Selten fehlte es an Sophismen, um deren Richtigkeit zu beweisen.

Jedoch auch Heinrich blieb nicht mehr so ruhig über den Ausgang dieser Begebenheit; sogar die Kaiserin machte ihm, auf Anstiften des Erzbischofs von Mainz, jeden Tag, wenn auch gerade keine Vorwürfe, doch Hindeutungen, daß er zu voreilig und zu laut seinen Plan an den Tag gelegt habe. „Kannst Du sicher sein," sagte sie zu ihm, „daß man es Dir nicht als einen Act großer Ungerechtigkeit vorwerfen werde, einen so hochgestellten Mann ohne Verhör und Vertheidigung verurtheilt zu haben? Waren denn die Thatsachen, auf welche man seine Vertheilung gründete, so erwiesen, daß er sich unmöglich davon rein waschen, oder daß er sie nicht als das Werk der Verleumdung darthun konnte? Wenn der letzte Unterthan des Kaiserreichs, sei er auch ein Todsünder, nicht

des Rechtes der Vertheidigung beraubt ist, wie kannst Du es dem Oberhaupte der Kirche verweigern, dem man, welches Verbrechen man ihm auch aufbürde, doch mehr Achtung, als jedem Andern schuldig ist, schon wegen seiner erhabenen Stellung, besonders aber wegen der mächtigen Mittel, die er in Händen hat, um sogar die stolzesten Fürsten zur Anerkennung dieses Rechtes zu zwingen? Kannst Du andererseits in diesem Kampfe auf die aufrichtige Hülfe der sächsischen Fürsten, selbst die Rudolphs, rechnen, die unter jeglichem Vorwande sich weigerten, den Act der Entsetzung Gregors zu unterschreiben? Sah'st Du nicht, daß seit jenem Tage sie seltener bei Hofe erschienen? Wohl waren sie klug genug, Dir fortwährend ihre Anhänglichkeit zu versichern! Wer kann Dir die Gewißheit geben, daß, wenn Du an der Spitze einer Armee gegen Rom rücktest, um Gregor von seinem Throne zu verjagen, sie geneigt sein würden, Dir dorthin zu folgen? Und wenn Du ohne ihre Unterstützung hingingest, wer könnte Dich gegen die Gefahr schützen, daß sie nicht in Deiner Abwesenheit das Banner der Empörung von neuem aufpflanzen würden? Siehst Du nicht schon, wie die sächsischen Bischöfe, nach ihrer Weigerung, nach Worms zu kommen, jegliche List anwenden, das Volk gegen Dich zu erregen, jetzt, da sie das Resultat der Versammlung wissen? Hast Du Dir nicht selbst

dadurch eine Quelle von Verwirrungen eröffnet für die noch übrige Zeit Deiner Herrschaft? Und hättest Du nicht, wenn Du mit weniger Stolz aufgetreten wärest, oder dem äußern Scheine nach einen nicht so feindlichen Plan geschmiedet, denselben Erfolg bewirkt?"

Auf alle diese Gründe, welche der Kaiser in seinem Herzen anerkennen mußte, antwortete er: daß es ihm nicht erlaubt gewesen sei, anders zu handeln. „Konnte ich in der That," erwiderte er, „nachdem ich mich von den Gesandten Gregors so unverschämt beschimpft sah, ihre Herausforderung mit weniger Eile und Nachdruck beantworten? Meine persönliche Ehre, die Würde meiner Krone, wie würden sie in den Augen der ganzen Welt herabgewürdigt worden sein, wenn ich auch nur einen Augenblick gezögert hätte, den Urheber einer so kränkenden Beleidigung zu bestrafen? Daß Verwirrungen, und zwar sehr große, entstehen können, leugne ich nicht, aber bei der Unmöglichkeit, ihnen meinen Ruhm aufzuopfern, hoffe ich, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit meiner Sache, sie beseitigen zu können, und meine Feinde unschädlich zu machen. Sobald ich nur den bösen Willen der Sachsen ahne, will ich ihr Land in Belagerungszustand versetzen, auf der Stelle die Burgen, in deren Zerstörung ich willigte, aus ihrem Schutte erheben, um ihnen jede Gelegenheit zur Empörung zu benehmen. Erst

dann werde ich meine Reise nach Italien unternehmen, wenn ich sie zum Gehorsam zurückgebracht habe. Ich schwöre dies bei meinem Schwerte! Rudolph werde ich streng bewachen, bei dem geringsten Verdachte ihm sein schwäbisches Herzogthum nehmen, und ihm nur so viel lassen, um als guter Bürger auf seinem Landsitze Rheinfelden leben zu können. Sollte der Clerus keine Ruhe halten wollen, so bin ich fest entschlossen, mit der größten Strenge an ihm ein Beispiel aufzustellen, sobald er nicht genau den Befehlen meiner Statthalter nachkommen wird. Ich habe ihnen befohlen, Gut und Person der Rädelsführer in Beschlag zu nehmen, um diese Verräther bereuen zu lassen, daß sie es wagten, mich zu beunruhigen."

Solches beabsichtigte Heinrich, und alle seine Anordnungen versprachen ihm einen sichern Erfolg. Er hob allenthalben Truppen aus und sorgte für die Ausrüstung der Armee mit einer Lebhaftigkeit ohne Gleichen. Rudolph wurde dadurch in nicht geringen Schrecken gesetzt, denn er fürchtete beim Kaiser verrathen zu sein, und daß alle Vorbereitungen zum Kriege mehr auf ihn und seine Freunde abzielten, als auf den Papst. Er dachte deshalb an nichts mehr, als seine Unschuld an den Tag zu legen, wenn ihm etwa der Kaiser sein geheimes Einverständniß mit Gregor merken ließe. Als ihn Heinrich daher eines Tages, um ihn auszuforschen, fragte, ob er

aus Furcht, es mit dem Papste zu verderben, dessen Entsetzung zu unterzeichnen verweigert habe, wußte dieser darauf ohne die geringste Verwirrung zu antworten: daß er den innern Vorwurf habe vermeiden wollen, sich in eine fremde Angelegenheit zu mischen, denn dieses schlüge in's Fach der Geistlichen; wenn er aber Bischof gewesen wäre, würde er zuerst jenen Act unterzeichnet haben, dem Gregor zur Lehre, ein andermal besser seinen Platz zu behaupten.

Zu derselben Zeit, als der Heuchler eine solche Sprache gegen seinen Schwager führte, um keinen Verdacht in ihm aufkommen zu lassen, berathschlagte er nichts desto weniger im Geheimen mit Berthold, dem Baierschen Welfen Magnus und den übrigen Helfershelfern über die Mittel und Wege, auf die bestmöglichste Weise im Interesse Roms zu handeln. Sie erwarteten nur das Beispiel des Papstes, um sich öffentlich als Feinde zu zeigen. In dieser Erwartung verflossen Tage, Wochen; nichts Neues kam jenseits der Alpen herüber. Der Graf Hellenburg mußte jedoch seit 8 Tagen in Rom angekommen sein; Heinrich fand es daher sehr sonderbar, von demselben noch nichts Näheres erfahren zu haben, als eines Abends ein Eilbote in seinen Hof sprengte. Dieser brachte indessen ungünstige Nachrichten, und am Hofe entstand große Bewegung. Solche hatte auch sogar Heinrich nicht

erwartet. Eberhard schrieb nämlich: daß er alle Prälaten der Lombardei in des Kaisers Interesse gezogen, besonders aber dafür gesorgt habe, erst an dem von Gregor für die Versammlung festgesetzten Tage in Rom zu erscheinen. Es sei seiner Meinung nach dieses das einzige Mittel gewesen, um sicherer und mit größerem Aufsehen den übermüthigen Hohenpriester zu demüthigen, indem er dessen Absetzung in einer so zahlreichen Versammlung verkündige. Um den Streich noch empfindlicher zu machen, sei er nicht eher in derselben erschienen, als nachdem der Wortwechsel schon heftig begonnen habe. Er und sein Reisegefährte Rolland, Diakonus zu Parma, dem sein Amt erlaubt habe, im Concilium zu sprechen, seien nur mit vieler Mühe in den Sitzungssaal hinein gedrungen. Rolland, nachdem er seine Würde als Geistlicher dargethan, habe ohne Schwierigkeit das Wort erhalten, sich des Kaisers Botschaft zu entledigen. In Gegenwart Gregors und von mehr denn dreihundert Bischöfen und Cardinälen habe er, zu deren größter Bestürzung, den Absetzungsbeschluß der Wormser Sitzung vorgelesen, und sich dann mit klarer, ruhiger und lauter Stimme zu Gregor gewandt:

„Im Namen unseres regierenden Herrn und Fürsten, Kaisers und Königs Heinrichs, erklären wir Dir, Dir Gregor: Steige herab von Deinem angemaßten

Throne, enthalte Dich von diesem Tage an aller päpstlichen Functionen, wo nicht..." Ein heftiger Tumult habe ihn unterbrochen, hereindringende Wachen seien auf ihn und den Grafen losgestürzt, und ihr Leben würde gefährdet worden sein, wenn nicht Hellenburg sich mit seinem Schwerte durch jene elenden Meuchelmörder einen Weg gebahnt habe. Die Gefahr, welche er jetzt vermieden, wäre das Wenigste bei der Sache. Es sei ihm wohl bekannt, daß Gregor die Stimmung des Conciliums zu benutzen gewußt habe, um alle Strenge der Religion gegen ihn anzuwenden; denn auf des Papstes Geheiß seien alle seine Unterthanen des Eides der Treue gegen ihn entbunden, und er sammt allen Bischöfen und Rittern, als Theilnehmer der päpstlichen Beschimpfung, in den Bann gethan. Eberhard berichtete ferner: nach seinem Dafürhalten seien schon römische Gesandten an die in Deutschland noch anwesenden Legaten mit dem Auftrage gesandt, überall im Reiche diesen kühnen Schritt bekannt zu machen. Er bitte daher den Kaiser, den drohenden Sturm zu beschwören, und hoffe bald bei ihm einzutreffen, da sein Botschafter nur drei bis vier Tage vor ihm abgereiset sei." —

Derselbe Eilbote überbrachte auch ein Schreiben Hellenburgs an den Ritter von Kosheim, der über die Abreise seines Freundes nach Italien tief betrübt war. Nichts

Merkwürdiges fand sich in demselben, nur daß am Schlusse bemerkt war, er habe in der Umgegend von Modena den Gerhard Brazurius angetroffen, und zwar, wie er sicher glaubte, in Begleitung jener beiden Damen, mit denen er in Goslar gewesen sei. „Ich bedaure sehr,“ setzte er hinzu, „daß die Wichtigkeit meines Auftrags es nicht zuließ, die Spur derselben zu verfolgen; nur bemerke ich Euch kurz, daß auch über mich und Euch der Bannstrahl geschleudert worden ist.“

Dieser Bannfluch kümmerte Ulrich weniger, als die Ungewißheit über den Aufenthalt seiner Geliebten; jedoch schmeichelte er sich, bald zu Löbenstein in ihre Arme zu eilen. Wer weiß, dachte er, vielleicht hat das Schicksal es anders beschlossen: ich werde sie nicht wieder sehen, denn jener Mensch, welcher sie begleitet, ist niederträchtig. Ueber ihre Verbindung mit ihm schwebt ein geheimnißvolles Dunkel.

Dieser Gedanke beschlich seine Seele wie ein böser Geist, den er nicht wieder los werden konnte. Er wurde stets finsterer und verschlossener, vergrub sich in sein einsames Schloß, und erschien nur selten bei Hofe. Der Kaiser, welcher zu sehr beschäftigt war, achtete nicht darauf. Täglich und tief in die Nacht hinein war der Staatsrath bei ihm versammelt. Mit Besorgniß sah er von Tage zu Tage seine Freunde in ihren Ansichten mehr getheilt, um

bei so außergewöhnlichen Fällen den richtigen Weg einzuschlagen. Einige stimmten zur Strenge gegen die Partheigänger Roms, wollten hängen und köpfen lassen, was für die Ausführung des päpstlichen Beschlusses stimmte; andere redeten von gütlichen Vergleichen; um indessen die Ehre der Krone zu retten, solle man den Papst vor ein allgemeines Concilium fordern, damit er sich vor demselben rechtfertige. Wiederum andere hielten für gut, das heilige Collegium der Cardinäle um Rath zu fragen. Siegfried besonders war dieser Meinung; er hielt dies für das einzige Mittel, den Bürgerkrieg zu vermeiden, welcher ohne Zweifel in ganz Deutschland ausbrechen würde, wenn man nicht bald auf diplomatischem Wege die Sache ordnen könnte. Diese Unentschiedenheit des Raths war für Heinrich ein Blitzstrahl, der ihm den Abgrund zeigte, an welchen ihn seine Voreiligkeit geführt hatte. Er sah keinen Ausweg mehr, und fühlte die schwere Schuld seiner Verantwortlichkeit.

In dieser schwierigen Lage hält er es für nothwendig, einen allgemeinen Landtag zur Versammlung der Großen des Reichs anzuordnen. Was geschieht aber? Alle sächsischen Fürsten, sogar Rudolph, weigern sich auf das Entschiedenste, zu erscheinen. Die Gründe, welche sie angaben, zeigten sehr deutlich ihren Hochverrath. Sie behaupteten auf eine erbärmliche und kindische Weise, daß, da

der heilige Vater den Kaiser in den heiligen Bann gethan habe, sie, um nicht der größten Gefahr für ihr Seelenheil ausgesetzt zu sein, jeden Verkehr mit demselben aufheben müßten. Um ihm aber zu beweisen, daß sie sonst keinen Grund der Feindschaft gegen ihn hätten, versprachen sie ihm von neuem Gehorsam, sobald er sich von jenem Banne befreit haben würde.

Heinrich schäumte vor Unwillen und Wuth über diesen schändlichen Verrath, und der Zorn über die Treulosigkeit seines Schwagers beraubte ihn fast des Verstandes. Sein Palast dröhnte von Verwünschungen; augenblicklich wollte er Rudolphs Länder mit Feuer und Schwert verheeren. Die Kaiserin wußte diesen Ausbruch zu mäßigen, indem sie ihm zeigte, daß er dadurch nur alle Anhänger des Prinzen unter die Waffen rufen würde. „Deine Leidenschaft, Deine übermäßige Heftigkeit,“ sagte sie zu ihm, „haben des Unglücks schon genug herbei geführt, als daß Du es durch wiederholte unüberlegte Schritte noch vermehren solltest. Bedenke wohl Deine Lage, berechne genau Deine Hülfsquellen, ehe Du handelst, siehe zu, ob Du nicht durch kluges Zeitgewinnen, durch eine erheuchelte Sanftmuth, mehr ausrichten kannst, als durch Deinen Zorn!“

Doch es war vergebens; seine Wuth stieg auf's Aeußerste bei der Nachricht, die pflichtvergessenen Fürsten, auf-

geregt durch die päpstlichen Legaten, hätten sich zu Tribur versammelt, um ihrem Kaiser öffentlich zu entbieten: sein Reich sei zu Ende! —

„Wehe mir,“ rief er aus, „daß ich Eberhards Rath nicht befolgte! Schon vor sechs Wochen würde ich jenem Schlangengezücht den Kopf zertreten haben!“

„Ich habe es Euch wohl gesagt,“ sprach in diesem Augenblicke eine Stimme hinter ihm; und machte ihn zittern.

Er wendet sich um, und siehe, es ist der Graf Hellenburg, der so eben angekommen war. Er schließt ihn fest in seine Arme, und redet, mit vor innerer Bewegung fast erstickter Stimme also zu ihm:

„Ach mein Freund! laßt uns mit Eile die Krone retten! Ich hielt sie für fester auf meinem Haupte,“ sprach er mit Wehmuth, indem er sich krampfhaft vor die Stirne schlug: „Aber die Verräther sind noch nicht auf dem Punkte, wo sie zu sein glauben! Sie sollen früher oder später erkennen, daß man den frevelhaften Angriff auf den Thron der Cäsaren nicht ungeahndet lassen wird! Auf! nach Oppenheim, um schneller das listig gewebte Netz der Verschwörung zu durchschauen!“

Nicht eine Stunde verfloß, so war das ganze kaiserliche Haus in die Nähe von Tribur abgereist. —

Zweites Kapitel.

Heinrich stand schaudernd und schwindelnd vor dem Abgrunde, der sich vor ihm öffnete. Seine und seiner Freunde Anstrengungen sind zu ohnmächtig gegen die Macht und listigen Anschläge der Verschwornen und der Söldlinge Roms. Ueberall verachtet man seine Befehle, verleugnet man sein Ansehen. Auf Kanzeln und in Beichtstühlen predigen die Diener des Aberglaubens, oder dessen freiwillige Sklaven — die Mönche — den Aufruhr gegen ihn; die ewige Verdammniß mit allen ihren Qualen malt man demjenigen auf das Grellste, der noch mit dem Gebannten verkehrt, und das Volk, dumm und roh, erstickt jedes menschliche Gefühl für den Unglücklichen unter dem Gezisch und Gekreisch jener Nattern! Weder Geld noch Krieger stehen ihm zu Gebote. Mit unsäglicher Mühe hält er nur noch eine kleine, ihm treu gebliebene Schaar unter seinen Fahnen: sonst verläßt ihn Alles!

Vergebens schickt er täglich Gesandte mit Friedensvorschlägen in die Versammlung: man hört sie kaum, oder wenn man sie anhört, so geschieht es bloß, um dem Zorne und der Wuth in den erniedrigendsten und härtesten Ausdrücken Luft zu machen. Nichts vermag dem Gerichtsgange Aufschub zu gebieten! Rudolph, der verschmitzte

Rudolph, und seine Freunde jubeln, denn bei der Einfalt haben sie das Recht für sich! Sie verbergen ihre Schande unter dem Deckmantel der Religion. Doch dürfen die päpstlichen Legaten Rudolph die Krone noch nicht darreichen, nach welcher er die Hand ausstreckt: derjenige, welcher sie bis jetzt noch trägt, soll erst den Becher der Schmach bis zur Hefe leeren, den Gregor ihm kredenzt hat.

Man entscheidet selbst nichts, sondern überläßt dem Papste die gänzliche Entscheidung der Sache: der heilige Vater möge nach Augsburg kommen, um am Tage der Lichtmesse sein Urtheil nach Gutdünken über den unglücklichen Heinrich zu fällen. Man fügt feierlich hinzu, daß, falls er binnen Jahr und Tag nicht vom Banne gelöset sei, sein Reich für immer zu Ende gehe. Man fordert als Zeichen seiner tiefsten Unterwürfigkeit, daß er sofort die Insignien ablegen, Heer und Rath entlassen und in Speier als Privatmann wohnen solle. —

So beschloß der Bund der Nacht und der Bosheit! Der Kaiser befindet sich mit seinen Freunden und seiner niedergeschlagenen Familie im Schlosse zu Oppenheim. Er unterhält sich so eben mit seiner treuen Gattin und seinen beiden Kindern über seine unglückliche Lage; auch Gilbert, Ulrich und Eberhard sind zugegen.

Den Tag zuvor hatte er schon die harten Bedingungen erfahren, welche ihm aufgelegt waren. Flehend warf

sich seine Gattin nebst ihren Kindern zu seinen Füßen, damit er keinen Widerstand leiste, wozu er nur zu geneigt schien. Endlich überwand sie seine Hartnäckigkeit, und die Spuren des Zwanges, den er sich aufgelegt, waren noch auf seinem Gesichte zu lesen, als die oben genannten Ritter eintraten. Alle seine Züge drückten die tiefe Erschütterung aus, welche in ihm vorgegangen war; der Zorn malte sich in seinen Augen, und nur die väterliche Liebe allein hatte den Stolz des Herrschers, den Hochmuth des Kriegers besiegen können.

Wie schwer aber fiel es dem Kaiser, seinen Freunden diese Mittheilung zu machen, und wie erstaunte der Graf Hellenburg, als er dessen Unterwürfigkeit unter den päpstlichen Willen vernahm!

„Ihr wollt nach Speier gehen?" fuhr der alte Krieger, bleich vor Wuth, auf; „wollt dem Gekläffe bissiger Pfaffen nachgeben? Zertretet dieses Gezücht, zerschmettert es; noch könnt Ihr es! Welche Schwachheit! Fürchtet denn Eure Majestät nicht, sich vor den Augen der ganzen Welt zu entehren, indem sie einen so vermaledeiten, einen so schimpflichen Tractat unterzeichnet?"

Die Kaiserin, befürchtend, daß diese Worte auf Heinrich eine schlimme Wirkung hervorbringen, und ihr ganzes Werk mit einem Male wieder zerstören möchten, beeilte sich, den Grafen zu unterbrechen, und fragte ihn ernsthaft,

ob er denn die Achtung, welche er seinem Herrn schuldig sei, gänzlich vergesse? Doch setzte sie freundlicher, um den alten Krieger nicht zu kränken, und das Herbe dieses Ausdrucks zu mildern, hinzu: „Ihr könnt Euch nicht täuschen über die Lage des Kaisers; wisset also, daß es ihm jetzt unmöglich ist, den geringsten Widerstand zu leisten, da man alle Leidenschaften des Volkes gegen ihn aufgeregt hat, und ihm allenthalben den Gehorsam verweigert.“

„Wer, Kaiserin, verweigert den Gehorsam?“ rief Eberhard grimmig aus, ohne sich daran zu kehren, daß er in des Kaisers Gegenwart sprach. „Nur Verräther können dieses thun, aber seine treuen Diener nie, und er hat deren noch, Gott sei Dank!...“

„Welche ohne Nutzen und Nothwendigkeit sich für seine Interessen aufopfern werden! Diese kenne ich wohl,“ entgegnete die Kaiserin, immer befürchtend, ihr Gemahl möchte seine Ansichten ändern, und Hellenburgs Worten Beifall geben.

„Ohne Nutzen? Nein, nimmermehr, das schwöre ich!“ fuhr Hellenburg mit donnernder Stimme fort, welcher seine Meinung gegen den Willen seiner Herrscherin um jeden Preis vertheidigen wollte, indem er derselben nicht verzeihen konnte, daß sie den Kaiser bis auf den Punkt, sich zu entehren, gebracht hatte. „Eure Majestät wird

mir hier gütigst erlauben, die Schande meines Gebieters und Herrn zu beweinen, und ihm zu beweisen, daß er sich noch davon retten kann, wenn er sich uns anvertrauen will." — Hellenburg entwickelte hier seinen kühnen Plan, den er, um den Kaiser zu verhindern, sich vor Rebellen zu demüthigen, ausgedacht hatte. Er wolle nämlich sofort auf Tribur marschiren, die Haupt-Rädelsführer dieser Versammlung festnehmen und entführen, Alles niederhauen, was sich für dieselben bewaffnen würde. Er brauche nur zwanzig entschlossene Krieger, um ihn auszuführen, und seiner Meinung nach sei dieses noch das Einzige, was man in einer so kritischen Lage thun könne: denn durch Strenge allein würde Heinrich alle Abtrünnige wieder für sich gewinnen können.

„Laßt diese Schurken triumphiren, und sie werden sich alle unter Roms Oberhaupte vereinigen, um Eure Macht zu zerschmettern. Nehmet im Gegentheil den Plan an, den ich Euch vorschlage, und alle diese Memmen, welche sich jetzt gegen Euch erheben, werden die Maßregel als Euren Rechten und Eurer Würde gemäß betrachten. Leider ist das Volk so beschaffen!"

„Nein Freund," entgegnete Heinrich mit Schmerz, „ich werde dieses nicht thun. Die Sachen sind zu weit vorgeschritten, als daß Wir das Schicksal Deutschlands auf's Spiel setzen könnten; überdies scheint mir der Erfolg

dieses Wagestücks sehr zweifelhaft. Wenn mein Ruhm mir theuer ist, so ist mir das Leben tapfrer Krieger, wie Ihr, noch theurer, und weil ich vermuthe, daß Ihr es hierbei einbüßen könntet, so willige ich nicht darein, da, selbst wenn auch dieser Handstreich gelänge, meine Lage doch dieselbe bleiben würde."

Eberhard schien den Kaiser nicht zu verstehen; da solcher dieses bemerkte, fuhr er fort:

„Ich weiß, wie Ihr, daß das Volk leicht durch einen glänzenden Erfolg verblendet wird; doch ist dieses nicht immer der Fall. In Sachen, wo Gewissensfreiheit und Religion sich entgegen stehen, Religion, sage ich, die sich von Moral unterscheidet, und nur Sekte genannt werden kann, da findet stets der Fanatismus und die mystische Grübelei Stoff genug, um die schändlichsten Handlungen in Pflichten zu verwandeln, und ihnen den Namen religiöser Tugend beizulegen. Und könnte ich nicht selbst durch Pfaffen gedungene Meuchelmörder unter denjenigen antreffen, welche mich über einen Sieg beglückwünschen? Glaubet nicht, Eberhard, daß ich aus Furcht diese Richtschnur angenommen habe! Wartet nur, ich werde schon die Kirche züchtigen, und Stola's zu Galgenstricken machen, um diesen Hunden die Kehle zuzuschnüren. Allein in diesem Augenblicke bin ich es meinen Kindern schuldig, die Zwistigkeiten zu beseitigen, um ihnen ein glücklicheres

Schicksal, wie das meinige, zu sichern. Die Freiheit werde ich gegen die Gewaltherrschaft erringen, und sobald ich dieser geistlichen Hyäne den Kopf werde zerschmettert haben, will ich mit eiserner Willenskraft durchgreifen, und Keiner wird vor mir Gnade finden! Mehr als früher begreife ich jetzt, daß die ungeheure Macht der Päpste ein Hinderniß für die Ruhe des Kaiserreichs ist; ich werde sie vernichten, denn die Unabhängigkeit der gesalbten Häupter wird nur ein Trugbild sein, so lange sie auf ihren Scheiteln die Tiara tragen, geistliche Macht mit weltlicher verbinden; ich will Hildebrands Macht stürzen: einem rollenden Donner gleich werde ich mich über Italien wälzen, und, ein neuer Attila, ihn knieend zu meinen Füßen sehen. Keine Vorstellung, kein Flehen, kein Trotz wird mich irre machen, und wir werden sehen, ob der Kaiser der Deutschen aus Welschland Befehle annehmen wird, oder ob er vielmehr das Recht hat, diejenigen abzusetzen, welche sich wider ihn auflehnen. Lange bin ich über Gregors scheinheilige Heuchelei getäuscht worden; nun kenne ich ihn! Ich werde klüger sein, als bisher; aber jetzt gebietet mir meine Lage, mein Glück, Alles, die Unterwürfigkeit!"

Des Kaisers Gesicht glänzte bei diesen Worten durch einen Ausdruck heldenmüthiger Stärke, die Eberhard erfreute. Er erkannte, daß dessen Energie, weit entfernt, durch das

Unglück gebeugt zu sein, nur mit mehr Kraft wirken würde, und durch die erlittene Beschimpfung zu neuem Muthe angespornt sei. Derselbe wollte noch Etwas hinzusetzen, als ein Edelmann die Gesandten jener Verrätherbande anmeldete. —

„Laßt sie hereintreten!" rief Heinrich aus, indem er sich in einen Sessel warf. Sie traten in das stille Gemach. Die erbärmlichsten Creaturen waren gewählt, um dem Kaiser den Beschluß des Conciliums und des Papstes zu verkünden. Der Abt Bilderad, welcher die Gelegenheit nicht hatte vorbeigehen lassen, an dem Schauspiele der Erniedrigung seines Herrschers Theil zu nehmen, war einer derselben; Udo, Erzbischof von Trier, der den Haß gegen seinen Herrn bis zum Fanatismus trieb; der wüthende und schwärmerische Altmann, Bischof von Passau, einer der Legaten des heiligen Stuhls, welcher Heinrich nie verzeihen konnte, ihn zur Zeit des Sachsenkrieges aus seinem Bisthume verjagt zu haben, weil er mit den Feinden des Kaiserreichs im Einverständnisse gestanden hatte: solche Menschen waren ihm als Legaten zugesandt, da man ihm keine Schonung mehr schuldig zu sein glaubte.

Gewöhnlich weiß die Kirche im Allgemeinen ihre Grausamkeit zu verfeinern, und übt ihre Rache ohne Rücksicht gegen diejenigen aus, welchen sie ihren Haß zugeschworen hat; und glaubt dieselbe, daß ihren Schlachtopfern die

Stöße schmerzhafter sein werden, alsdann wird sie sich mit Freuden an deren Qualen weiden, wird ihnen den letzten Blutstropfen aus den Adern saugen, bis es nicht mehr in ihrer Macht steht, länger noch den Unglücklichen zu foltern und zu martern. Der Beduine des Atlas quält seine Gefangenen nicht, er tödtet sie; die Kirche aber quält und tödtet moralisch, und dieser Tod ist schrecklicher und furchtbarer als der, welchen der Atagan der arabischen Nomaden erzeugt. Doch schon lange hat sie ihre Macht verloren; in einigen Ländern Europa's nur vernimmt man noch zu deren Schande das dumpfe Getöse ohnmächtigen Zornes.

Heinrich warf auf diese drei Menschen einen höhnenden Blick. Er hatte die Absicht seiner Feinde errathen, und seine Physiognomie nahm den Stempel der Verachtung an, während der ganzen Zeit, in welcher ihm der Erzbischof von Passau die Bedingungen vorlas, welche wir schon oben erwähnt haben, und nachdem er ihn gefragt, ob er sie annehmen wollte, erwiderte der Kaiser:

„Ich muß es wohl, weil Ihr die Gewalt in Euren Händen habt," und suchte eine Feder, um dieselben zu unterschreiben; „aber," fügte er hinzu, „wenn ich den sächsischen Fürsten und meinem Schwager Rudolph das Regiment des Kaiserreichs, mit Vorbehalt des Kaisertitels und der Insignien dieser Würde, abträte, hätte ich nicht

durch diese Abtretung den Wünschen Eures Gebieters gehuldigt?..."

„Nein," antworteten die drei Prälaten, „ein Gebannter hat keine Bedingungen vorzuschreiben. Ihr seid glücklich genug, daß man Euch keine härteren vorschreibt," erklärte der Erzbischof von Trier. „Und daß man Euch noch Zeit zur Buße läßt!" setzte der Abt Bilderad hinzu.

Eine Klausel der Bedingungen schmerzte den Kaiser besonders, sich nämlich von seinen treuesten Dienern zu trennen. Er machte noch einen Versuch, um von diesen Unmenschen die Erlaubniß zu erhalten, wenigstens einige derselben bei sich behalten zu können, doch auch dieses verweigerte man mit eben der Härte.

„Sie sind alle, wie Ihr selbst, in den Bann gethan," fuhr der Bischof von Passau fort; „ich sehe hier besonders zwei, von denen Ihr Euch sofort trennen müßt, nämlich von Hellenburg und Kosheim. Diese werden sich wohl ihres Aufenthaltes zu Fulda entsinnen, und des ruchlosen Betragens halber, das sie dort geäußert, hat man sie auch am Tage der Gerechtigkeit nicht vergessen."

„Ist uns nicht entgangen," versetzte Eberhard, „und ich weiß nicht, was mich damals zurück hielt, das infame Nest in Brand zu stecken. Den Wunsch habe ich mehreremal geäußert, nicht allein Fulda, sondern alle diese Schurkenhöhlen, wo solche Faullenzer sich herum-

treiben, wie die, welche wir zu jener Zeit dort antrafen, in Flammen auflodern zu sehen. Ich schwöre es bei Gott dem Allmächtigen, daß, wenn mein ehrwürdiger Gebieter es gewollt, ich schon längst Deutschland von den verderblichen Ungeheuern gereinigt haben würde, welche dessen Eingeweide zernagen. Du kannst mich schief ansehen, Bischof; ich sage hier nichts, was ich nicht zu thun bereit gewesen bin, und was ich nicht noch thun würde, wenn mein Herr und Kaiser es mir geböte. Geschorne Herren! nehmt Euch nur in Acht und bedenket wohl, was Ihr sagt, wenn ich Euch nicht sofort die Kutte ausklopfen soll."

„Gotteslästerndes Unthier!" entgegnete der Prälat, indem er sich kreuzte.

Der Kaiser lachte, doch flehend bat ihn die Kaiserin, dem Grafen zu verbieten, seinen Haß in so groben Ausdrücken gegen die Diener der Kirche auszulassen, und besonders gegen Leute, welche man um jeden Preis schonen müßte. Aber Eberhard, welcher nur seinem Zorne freien Lauf ließ, beschimpfte sie während zehn Minuten, und legte ihnen in den fulminantesten Ausdrücken die gemeinsten Schimpfnamen bei. „Uebrigens," sagte er zuletzt, „kehre ich mich an einen Bannstrahl so wenig, wie an das Gebiß alter Kettenhunde, die keine Zähne mehr haben, und achte so wenig Leute von Eurem Kaliber, daß, wenn ein Pfaffe je es wagt, den Fuß auf eine einzige meiner

Hufen zu setzen, ich ihn ohne Gnade, wie einen Straßenräuber, bei den Beinen an den ersten besten Baum werde aufknüpfen lassen, mag derselbe Bischof, Bettelmönch oder Karthäuser, sein. Wenn dieses alle Ritter gethan hätten, so wäre das gräßlichste Uebel, welches Gott als Sühne ihrer Fehler den Menschen zusenden konnte, schon längst geheilt! Ja, Nichtswürdige, dies ist meine Meinung über den römischen Clerus! Ihr könnt es Hildebrand überbringen, und ich bin versichert, daß, wenn es damals Päpste gegeben hätte, wie Gott Egypten heimsuchte, er vorzugsweise statt der sieben Plagen den heiligen Stuhl dorthin versetzt haben würde. Auf Ehre, Pharao würde, um sich zu befreien, nicht gewartet haben, bis man ihm Cardinäle zuschicke!"

Die glühenden Augen der drei Prälaten bewiesen im Augenblicke, daß sie Eberhard, wenn sie gekonnt hätten, in Stücke zerrissen haben würden. Der Erzbischof von Trier schleuderte von Neuem den Bannstrahl über ihn, und warf dem Kaiser sein Schweigen über die Gottlosigkeiten, welche Eberhard ausgestoßen hatte, vor. Er verbarg ihm nicht, daß dieses seine Versöhnung mit der Kirche erschwere; worauf ihm Heinrich erwiderte, daß er seine Ermahnungen für sich behalten könne, und das Protokoll unterschrieb.

„Nehmt diesen Beweis von Unterwürfigkeit für den

Willen des Reichstags mit, und vergeßt nicht den Verräthern, woraus er besteht, zu sagen, daß ich die Lehre, welche sie mir geben, benutzen werde." —

„Soll ich ihm diese Bemerkung als einen Ausdruck innern Rachegefühls überbringen?" fragte der Erzbischof.

„Wie Ihr es wollt," entgegnete der Kaiser, über die Verwegenheit dieser Frage erbittert. „Den Rebellen sollst Du, selbst Rebell und Verräther, die Ausdrücke, deren ich mich bedient habe, überbringen. Und vergiß nicht, daß, obgleich im Bann, ich nie aufgehört habe, Dein Herr zu sein, und noch nicht das Recht aufgebe, die Verwegenheit derjenigen zu strafen, welche ihre Unterthanspflichten gegen mich vergessen haben."

„Unterthanen!" rief trotzig der Erzbischof aus; „das könnt Ihr nur denen sagen, welche noch nicht durch den unfehlbaren Beschluß Seiner Heiligkeit des Papstes des Eids der Treue gegen Euch entbunden sind. Ihr seid ein Feind der Kirche, habt nicht mehr das Recht, königliche Gewalt auszuüben, und wenn Ihr Euch nicht in Jahresfrist vom Banne gelöst, seid Ihr der Krone verlustig. Nur ohnmächtiger Grimm foltert! ..."

„Schweig, oder Himmel und Hölle!" fuhr der Graf Eberhard auf, indem er den Prälaten mit seinem eisernen Handschuh auf die Schulter schlug; „noch giebt es Unterthanen," setzte er hinzu, ihn heftig rüttelnd, „die

ihrem Kaiser und ihrer Pflicht getreu bleiben!" Dieser wurde bleich vor Angst. Es schien ihm, als hätte Hellenburg das Maaß des Fensters genommen, um ihm die Mühe zu ersparen, aus der Thüre zu gehen. „Um Gottes Willen, was soll das bedeuten? Angriffe gegen die Kirche!" sagte er, indem er sich zwischen seine beiden Gefährten verbarg, welche, wie er, anfingen zu zittern. Aber der Kaiser warf Eberhard einen Blick der Mißbilligung zu, und zeigte den Prälaten die Thüre. Diese stürzten sich in größter Eile hinaus, und beeilten sich, die Bedeckung zu erreichen, welche sie bis in's Schloß begleitet hatte, und auf dem Hofe ihrer wartete. Freudig ritten sie nach Tribur ab, und am Abende nahm Heinrich Abschied von seinen treuesten Dienern. Er schlug mit seiner Hausfrau Bertha, seinen Kindern und einigen Begleitern den Weg nach Speier ein. Der Bischof von Verdün war einer seiner Reisegefährten; doch hatten ihm hauptsächlich seine Feinde solchen als Kundschafter zugesellt, um ihn zu beobachten. Keinen schmerzte aber diese Trennung so sehr, als die beiden Edeln, Hellenburg und Kosheim, welche schweigend den Weg nach ihren Schlössern nahmen.

Drittes Kapitel.

Mit Riesenschritten war seit der Demüthigung Heinrichs die Zeit vorgeschritten. Seine Feinde, die Vortheile benutzend, welche ihnen dessen Aufenthalt in Speier darbot, vergrößerten ihre Parthei mit denen, die bisher immer die Neutralität beobachtet hatten. Die wenigen Freunde, welche ihm treu geblieben, Gottfried von Bouillon, Balduin und Friedrich von Hohenstaufen, Hellenburg und Kosheim, suchten auf alle Weise die Intriguen der Fürsten zu vereiteln; aber ihre Anstrengungen waren ohnmächtig gegen den Geist der Zeit, der gleichsam aus Gregors Munde sprach und die Völker beherrschte: diese glaubten, es sei das Wort des richtenden Gottes.

Mit Ausnahme einiger Städte, wie Würzburg, Goslar, Cöln, welche Heinrichs Person liebten, hatten sich die meisten andern gänzlich von ihm losgesagt, und weigerten sich, jede andere Autorität, als die ihrer Bischöfe anzuerkennen. Auch Otto von Nordheim, der immer jedem Versuche seiner alten Freunde widerstanden, war zu Gregor übergegangen. Die kaiserliche Gnade vergessend, warf er sich in die Arme der Rebellen. Ebenso stand Welf von Baiern, dem der Kaiser die Statthalterschaft Sachsens entrissen hatte, ihm feindlich gegenüber. Eberhard, auf dessen Bitten Heinrich letzterem verziehen, hatte kaum seine

Undankbarkeit erfahren, als er sofort nach Sachsen eilte, um seinen Freund mit Vorwürfen zu überhäufen; er mußte aber seinen Kummer unterdrücken, weil er den Verräther nicht antraf. Dieser hatte sich an der Spitze bedeutender Kriegsschaaren zu der Armee der Verbündeten begeben, und dort eine hohe Befehlshaberstelle übernommen. Wüthend kehrte der Graf in sein Schloß zurück, wo er Ulrich von Kosheim sehr traurig und niedergeschlagen fand.

Es fiel Eberhard nicht auf, als er erfuhr, daß Ulrich in Löbenstein gewesen sei, wo er von der Dienerschaft vernommen, daß Ethelbertha, ohne derselben den Grund ihrer Abwesenheit zu entdecken, sich entfernt habe; man vermuthe indessen, daß sie sich nach Italien begeben, um daselbst ihren Zögling aufzusuchen. Nach der Aussage des alten Burgvogts solle sie dort, allem Anscheine nach, eine glänzende Heirath eingehen, welche ihre Lage sehr verändern würde. Im ersten Augenblicke der Wuth, und von Eifersucht gefoltert, habe er nach Italien eilen wollen, dort seine treulose Geliebte aufzusuchen, er habe aber diesen Plan wieder aufgegeben, weil ihm der Ort ihres Aufenthaltes gänzlich unbekannt geblieben.

Mit Schmerz sah der Graf Hellenburg, daß Kosheims Gesichtszüge merklich entstellt waren, und daß die Schwermuth tiefe Spuren in denselben zurückgelassen hatte. Um ihn deshalb zu zerstreuen, und damit durch Einsamkeit seine

traurige Stimmung nicht noch vergrößert würde, schlug er demselben vor, nicht nach seinem Schlosse zurückzukehren. Hellenburg behielt ihn beinahe drei Wochen bei sich, obschon derselbe, nur drei oder vier Tage bei ihm zu verweilen, sich vorgesetzt hatte. Endlich beabsichtigte er seine Abreise nach der Pfalz anzutreten, und sie war unwiderruflich festgesetzt, als ein Eilbote des Kaisers beim Grafen Hellenburg anlangte, und demselben eine sehr wichtige Botschaft überbrachte.

Eberhard saß mit zehn oder zwölf Rittern zu Tische, als man ihm den Boten meldete. Freudig brach er den ihm überreichten Brief; aber kaum hatte er von dem Inhalte desselben Kenntniß genommen, als eine Todtenblässe sein Gesicht überzog; seinen Unwillen nicht zu beherrschen vermögend, rief er aus: „Der Unglückliche stürzt sich in's Verderben, entehrt sich auf immer! O schrecklicher Gedanke!" und auf den Ueberbringer einen grimmigen Blick werfend, setzte er mit donnernder Stimme hinzu: „Unglücksbote! wo kommst Du her? Ist es möglich, daß der Kaiser wirklich nicht mehr in Speier ist?"

„Der Kaiser ist vor vier Tagen in Straßburg angekommen, und von dort aus hat er mich zu Euch gesandt. Uebrigens werde ich bei keinem gerechten Manne je für überbrachte Nachrichten verantwortlich sein können."

Hellenburg befahl ihm, sich zurückzuziehen, und sagte

darauf zu den Anwesenden: „Alles ist verloren, Ritter, der Kaiser entehrt sich durch einen erniedrigenden Schritt, den selbst seine kritische Lage nicht entschuldigen kann; er eilt nach Italien, um eine Versöhnung einzuleiten und sich mit dem Papste zu vergleichen; als ein von der Kirche Verfluchter bemüht er sich, vom Banne losgesprochen zu werden, damit ihn Gregor in Augsburg nicht richte. Dieses ist die Folge der Rathschläge seiner schwachen Gemahlin! Nur die Pfaffen, welche ihn begleiten, können ihn zu diesem höllischen Entschlusse bewogen haben. Schwatzten sie ihr denn nicht vor, daß das Heil ihres Gemahls von seiner Unterwürfigkeit gegen das Papstthum abhänge? Möge Gott jetzt über das Wohl Deutschlands wachen! Der Held, welcher das Kaiserreich regierte, ist zum feigen Sklaven der Kirche herabgesunken, und diese wird ihn als solchen behandeln!“

Die Gäste des Grafen waren von den offenbaren Beweisen der Schwachheit des Kaisers betroffen, und alle glaubten, er würde nur eine mit ewigen Schandflecken besudelte Krone bewahren. Kosheim, durch diese Nachrichten aufgeregt, schlug vor, denselben eiligst einzuholen, und ihn zur Aufgebung dieses, seinen Ruhm entehrenden Planes, zu bewegen. „Laßt uns nach Straßburg eilen, meine Freunde, um ihn von dieser Schmach zu retten. Vielleicht glaubt er auch, daß seine besten Freunde ihn verlassen

hätten. Großmüthige Herzen schlagen für ihn, selbst noch in seinem Unglücke. Indem er uns sieht, wird er sich schämen, Männer zu Zeugen seiner Schande zu haben, die ihn auf tausend Schlachtfeldern, vom Heldenglanze umstrahlt, kämpfen sahen, und ihn in Lagen trafen, tausendmal schwieriger als diejenige, worin er sich jetzt befindet!"

„Wohlan, nach Italien!" riefen alle diese Tapfern einmüthig aus, durch den Enthusiasmus des Kosheim zugleich ergriffen. „Laßt uns des Kaisers und Deutschlands Ehre retten; laßt uns Truppen vereinigen, und mit denselben Heinrich entgegengehen. Auf den erstürmten Mauern der alten Römerstadt wollen wir das Banner der deutschen Freiheit aufpflanzen, und den hochmüthigen Hildebrand züchtigen, daß er, seiner Staaten beraubt, einem Bettler gleich, auf fremdem Boden eine Ruhestätte suche; die allgewaltige Macht dieses Ungeheuers zerschmetternd, wollen wir der Welt beweisen, daß der römische Bischof, und die von ihm geschleuderten Bannstrahlen, ohnmächtig sind gegen die durchgreifende Macht deutscher Ritter! Auf nach Italien!"

Hellenburg umarmte freudig seinen Freund, und die Ritter verlangten nur drei Tage Aufschub, um sich reisefertig zu machen. Der Graf Eberhard bemerkte aber noch, daß es, seiner Meinung nach, besser sein würde, keine Truppen zu versammeln, um den Hauptzweck ihrer Reise

nicht zu verfehlen, und daß sie, da der Kaiser noch keine Armee habe, trachten müßten, denselben einzuholen, um ihn vor allen Dingen zu verhindern, irgend einen entehrenden Schritt bei Gregor zu thun. „Laßt uns kein anderes Gefolge, als Jeden höchstens zwei oder drei getreue Knappen mitnehmen. Je kleiner unser Gefolge ist, desto eher werden wir den Kaiser erreichen, denn der Winter ist streng, und die Gebirgsgegenden mit Schnee bedeckt; wir müssen trachten, denselben in Frankreich, wo er jetzt angelangt ist, noch anzutreffen. Von dort begiebt er sich durch Burgund über Genf, Piemont und den Mont Cenis nach Italien. In Piemont will er mit seiner Schwiegermutter, der Gräfin Adelheid, zusammentreffen, um sie zu bitten, sich mit Mathilde zu vereinigen, und ihm bei Gregor behülflich zu sein. Er kennt aber wenig das menschliche Herz und täuscht sich sehr, wenn er glaubt, daß diese Frau, deren Eigenliebe von ihm so bitter gekränkt wurde, Schritte für die Rettung seiner Ehre thun werde! Dem sei wie ihm wolle; wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn wir vor ihm nach Vercelli kommen wollen, wo sich Gregor befindet; deshalb gebe ich Euch nur so viel Zeit, als nöthig ist, Eure Pferde satteln zu lassen. Morgen vor Tages Anbruch müßt Ihr Alle hier versammelt sein! Hat Einer oder der Andere etwas daran auszusetzen?“

Alle schenkten diesen Worten Beifall, und verließen

den Grafen mit dem Versprechen, sich den andern Morgen einzufinden. Sie erschienen auch in der That, jeder von den nöthigen Pagen, Knappen und Dienern begleitet. Obgleich dieser kleine Zug nur vierzehn Ritter zählte, bildete er doch im Ganzen, — Dienerschaft inbegriffen, — einen Trupp von sechszig Mann, alle bewaffnet, um den Gefahren Trotz bieten zu können, so wie jeden Anfall der verschiedenen Partheibanden, welche sich in die Gebirgsklüfte zurückgezogen hatten, um die Reisenden zu überfallen, abzuwehren; sie scheuten weder Sturm noch Frost, noch die Schwierigkeit und Unsicherheit der Wege, und kamen, aller Nachstellungen ihrer Feinde ungeachtet, nachdem sie Baiern, die Tyroler Berge und Graubünden durchschritten, nach zwölf Tagen am Fuße des Simplon an. Ihre Reise auf dem Lombardischen Gebiete war weniger gefahrvoll. An den Thoren von Mailand angelangt, wollten sie sich nach Vercelli herabziehen; sie erfuhren aber, daß der Kaiser durch diese Stadt nicht gereiset sei, weil der Papst, nachdem er die Kunde von Heinrichs Annäherung erhalten, eilig den Rückweg eingeschlagen, und sich in die feste Felsenburg Canossa, welche der Markgräfin Mathilde gehörte, verschlossen habe, wohin sich Heinrich gewiß begeben würde, um eine Versöhnung zu bewirken.

Im höchsten Grade über diesen Zufall betroffen, der ihnen vielleicht die Zeit raubte, Heinrich einzuholen,

nahmen unsere Reisenden eilig einen andern Weg, reisten über Pavia, Piacenza, und übernachteten den dritten Tag in Reggio, von wo sich der Kaiser den Tag vorher nach Canossa begeben hatte.

So waren also, durch eine Verspätung von zwei Tagen, ihre großmüthigen Pläne vereitelt. Vielleicht hatte sich der Kaiser schon seinem stolzen Feinde unterworfen, und es war nun keine Möglichkeit mehr vorhanden, ihn vor der Schande zu retten. Eberhard schäumte vor Wuth; jedoch als die erste Hitze seines Zornes verdampft war, wollte er nach Canossa eilen, wäre es auch nur, um seines Herrn Demüthigung anzuschauen. „Dieser Kaiser," sagte er, „der stets mit blinder Leidenschaft nach unumschränkter Macht gestrebt, jetzt ärmer als ein Bettler, von der Kirche verflucht ist, opfert seine Ehre und Deutschlands Freiheit auf. Welche Schande! Laßt uns nach Canossa eilen; laßt uns sehen, wie er barfuß, im wollnen Büßerhemde, den geschornen Unterdrückern huldigt!"

Ungern nur willigten seine Freunde in seine Abreise ein, und entschlossen sich, ihm zu folgen. Da diese Stadt nur drei oder vier Stunden von Reggio entfernt ist, so bemerkte Eberhard, daß sie den andern Tag, wenn sie früh abreisten, schon vor zwölf Uhr Mittags daselbst eintreffen könnten, und deshalb bäte er sie, ihn zu begleiten. Den folgenden Morgen brachen sie auf und langten bald

in der Stadt an, wo sie erfuhren, daß Gregor anfänglich jeden Vergleich mit dem Kaiser verweigert, endlich aber denselben vor sich beschieden habe, und daß dieser vor dem Thore von Canossa erschienen sei und demüthig den Eingang erfleht habe. Nachdem er eingelassen worden, sei das Thor hinter ihm zugefallen. Der Papst wolle ihm jedoch noch kein Gehör geben, obgleich er bereits seit drei Tagen, bei der strengen Kälte, barfuß und im wollnen Büßerhemde, im Schloßhofe warte, und sich im Voraus dem Urtheile Gregors unterworfen habe.

„Es ist unmöglich! Ich werde nimmermehr glauben, daß er sich bis zu diesem Punkte entehrt hat," sagte Eberhard zu dem Befehlshaber, der ihm dieses erzählte. „Gelogen haben diejenigen, welche glauben, daß mein Herr eine solche Feigherzigkeit zeigen könne!"

„Ich sage Euch da nichts, wovon Ihr Euch nicht selbst überzeugen könnt," erwiderte jener: „er befindet sich mit seiner Hausfrau und dem Fürsten Conrad im Schloßhofe. Nur einige Ritter haben die Erlaubniß erhalten, bei ihm zu bleiben; seine übrige Begleitung harrt hier unter meiner Aufsicht. Meine großmüthige Gebieterin fleht herzlich zu Seiner Heiligkeit, ihn vom Banne loszusprechen."

„Schweig! ich will nichts mehr wissen; aber wir müssen ihn sehen, ihn sprechen, und wären es nur zehn Minuten. Er muß uns empfangen. Sag ihm, daß es seine

treuesten Diener, seine Freunde sind, welche aus entferntem Lande kommen; sag ihm nur meinen Namen, Graf Eberhard von Hellenburg, dies wird hinreichend sein!"

Der Ritter, obschon Eberhard ihn etwas hart behandelt hatte, entschloß sich, aus Achtung für des Grafen hohe Würde, seinem Wunsche zu entsprechen; allein da es nicht hinreichend war, ihn beim Kaiser anzumelden, sondern auch noch der Befehlshaber von Canossa davon in Kenntniß gesetzt werden mußte, so geschah' es, daß letzterer seine Einwilligung dazu nicht geben wollte. Als Grund seiner Weigerung führte er an, daß man in der Frist, wo Heinrich durch seine Unterwürfigkeit den Ablaß für seine Sünden verdienen müsse, solchen Hitzköpfen, wie der graubärtige Eberhard, den Zutritt zu ihm nicht gestatten könne.

„Daß der Statthalter zum Teufel gehe!" rief der erbitterte Graf aus, als der Ritter ihm dessen Weigerung überbrachte; „sag ihm, er solle mir selbst seine verwegene Antwort überbringen, rathe ihm aber, sein bestes Schwert mitzunehmen, damit er seine unnütze Zunge vertheidigen könne; denn wenn ich je in meinem Leben einem Schurken seiner Art mit Freuden das Wamms ausgeklopft habe, so wird es dieser erbärmliche Großprahler sein. Er ist aber zu feige, um zu kommen, denn ich habe nie gehört, daß er aus seinem Felsenneste gekrochen sei,

oder je seine Klinge mit Feindesblute gefärbt habe. Solche erbärmliche Wichte können großsprechen, wenn sie von einem Thore mit starken Riegeln geschützt sind! Aber was sagte Euch denn der Kaiser?"

„Er hat mir anbefohlen Euch zu bitten, doch möglichst auf ihn zu warten, indem er Euch jetzt nicht empfangen könne: denn im Fall, daß er es thäte, würde ihn dieses verhindern, beim Papste vorgelassen zu werden, da derselbe sich noch immer hartnäckig weigere, ihn vom Banne loszusprechen. Was mich anbetrifft, so rathe ich Euch, wenn Euch Eures Herrn Wohl am Herzen liegt, darauf zu verzichten, ihn jetzt zu sehen; sollte es Euch gelingen, den Eingang zu ertrotzen, so bin ich versichert, daß sein Anblick Euer Herz brechen wird. Der Bannfluch der Kirche muß schrecklich sein, da ein so stolzer Fürst sich überwindet, diese traurige Rolle zu spielen. Kein kaiserlicher Ornat, keine kriegerische Rüstung, ein wollnes Büßerhemde deckt seine edlen Glieder. Bei dieser strengen Kälte ist er barfuß, betet und fastet, wie ein Anachoret der Wüste! Ach, man kann wohl sagen, indem man ihn betrachtet: Cäsar! wo hast du deine Größe gelassen?"

Eberhard wußte nicht, ob der Ritter die Absicht habe, ihn durch das Mitleid, welches er für das Unglück des Kaisers an den Tag legte, zu beleidigen, und war ungewiß, was er darauf erwidern solle. „Himmel und

Hölle!" fuhr er endlich auf, indem er die Hand an sein Schwert legte; er zog sie indessen gleich zurück, weil er entweder glaubte, daß das Unglück Heinrichs diesen Mann betrübe, oder weil er ihn zu sehr verachtete, um ihn zu züchtigen. Stolz setzte er aber hinzu, daß diejenigen, welche bei seines Herrn Erniedrigung Freude empfänden, es eines Tages theuer büßen würden!

In diesem Augenblicke schlich sich, gleich einem Schatten, ein Mann auf einem kleinen Pferde vor ihnen vorbei, und drang in die Felsenburg, ohne daß ihn der mit dem Grafen redende Ritter, welcher ihn wohl bemerkt hatte, aufhielt. Dieser Mensch war Gerhard Brazurius, den Eberhard und sein Freund alsbald erkannt hatten. Kosheim wollte ihm nachsetzen, jedoch der Ritter hielt ihn davon ab, worauf Eberhard denselben fragte, ob er die Person kenne, welche so eben vor ihnen vorbeigeritten sei? Dieser kreuzte sich, wie von Entsetzen ergriffen, und sagte mit leiser Stimme: „Gewiß kenne ich ihn, und er ist Euch auch nicht unbekannt, wie ich sehe! Es ist der berüchtigte Gerhard Brazurius, der rechte Arm Gregors, wie man zu sagen pflegt, sein Helfershelfer, wie ihn diejenigen nennen, welche glauben, daß Seine Heiligkeit sich..."

„Der Hexerei Preis giebt, den teuflischen Künsten," versetzte der Graf, welcher sich nicht darum kümmerte, daß sein Gegner ihm verwehren wollte, die Stimme zu erheben.

„Beim heiligen Petrus, dies kann ein Jeder laut sagen, denn seit der Versammlung zu Worms ist solches allgemein bekannt. Doch sagt mir, seit wann ist dieser alte Schurke hier angekommen?"

Die schmetternde Trompete erscholl im Hofe von Canossa, und der Ritter benutzte dieses als Vorwand, den Fragen des Grafen zu entgehen. Er verließ ihn schnell, indem er sich entschuldigte, sich nicht länger mit ihm unterhalten zu können, und eilte, wohin seine Pflicht ihn rief. Die beiden Freunde verwünschten aus gutem Herzen den Trompeter, welcher sie des Vergnügens beraubte, von einem so geschwätzigen Manne Sachen zu erfahren, an denen ihnen sehr gelegen war. Er ließ sich auch an demselbigen Tage nicht wieder blicken, und nachdem sie bis spät in die Nacht, um das Weitere zu erfahren, auf ihn gewartet hatten, mußten sie sich mit der Hoffnung begnügen, solches am folgenden Tage zu erlangen.

Viertes Kapitel.

In einem prachtvollen Gemache, worin reich mit Gold verzierte Möbeln sich in Fülle befanden, und dessen Wände mit Teppichen, Scenen aus der heiligen Schrift darstellend, geschmückt waren, saß ein Greis, eingehüllt in ein

langes purpurnes Gewand, und schien in tiefe Betrachtungen versunken zu sein. Sein finsteres und strenges Gesicht hatte einen Ausdruck von Kälte, welcher mehr Furcht, als Achtung einflößte; aber aus seinen Augen, schwarz und durchdringend wie die eines Adlers, sprach eine besondere Lebhaftigkeit, und man hätte sagen können, daß sein ganzes Leben in seinem Blicke liege, welcher die volle Macht einer höhern Intelligenz in sich aufzufassen schien. Man errieth bei seinem Anblicke den lebendigen Genius, den großen Mann, der, obgleich Silberlocken sein Haupt krönen, dennoch in einem hohen Alter die ganze Lebhaftigkeit der Jugend und deren ganze Thätigkeit bewahrt; den Mann, dessen Charakter durch mannigfaltige Schicksale und Erfahrungen gestählt, aus einem einzigen Plane, mit welchem er offen hervortritt, das Werk seiner ganzen Lebenskraft macht; der lieber untergehen, als seinen Vorsatz aufgeben will; der sich von keinem Hindernisse abschrecken läßt, und der Alles durchzusetzen fähig ist, um dasjenige, was er beschlossen, zu erringen. Es war Gregor VII., dessen Aeußeres seinem Charakter vollkommen entsprach. In diesem Augenblicke frohlockte er, endlich den stolzesten seiner Feinde gedemüthigt zu haben. Er jauchzte gleich dem grausamen Tiger, der, nach Blute lechzend, am Rande des reißenden Stroms den ermatteten Wanderer, welcher in seine gierigen Klauen

gefallen, nur dann zerreißt, nachdem er sein grausames Spiel einige Zeit mit demselben getrieben hat.

Einige Schritte von ihm entfernt saß ein jüngerer Priester, den Gregor seit einiger Zeit der Markgräfin Mathilde zum Beichtvater gegeben hatte. Er schien mit Sorgfalt mehrere auf Pergament geschriebene Manuscripte zu verbessern, beobachtete aber Gregors Bewegungen, während er zwar wünschte, jedoch sich fürchtete, dessen Nachdenken zu unterbrechen.

Gregors Triumph war indessen noch nicht ganz vollständig; denn wenn auch der Kaiser und eine Menge Prälaten Deutschlands sich der Kirchenbuße unterworfen hatten, so waren doch die lombardischen Bischöfe ohne Ausnahme wider ihn. Auf Anstiften Eberhards, der nichts vernachlässigte, um dieselben für sich zu gewinnen, hatte eine beträchtliche Anzahl die Absetzung Hildebrands zu Pavia ausgesprochen. Diese Bischöfe wurden von vielen italienischen Großen unterstützt, welche schwere Opfer an Mannschaften und Geld bringen konnten. Obgleich die Lombarden dem Kaiser heftig zürnten, daß er ihrem Feinde, dem Papste, nachgegeben, hatte man doch viele Truppen aufgeboten, und auch die hohe Geistlichkeit ließ viele bewaffnen und ausrüsten. Alle diese Krieger waren von Haß gegen Roms Partheigänger beseelt, und machten die Landstraßen nach Deutschland von Tage zu Tage unsicherer.

Verschiedene hohe Geistliche, welche man im Verdacht hatte, heimlich für Gregor zu arbeiten, waren auf ihrer Reise festgenommen und in Ketten geschlagen worden. Nur nach Erlegung schweren Lösegeldes hatte man denselben die Freiheit wieder gegeben. Mehrere Ritter, deren Burgen nahe an den Landstraßen lagen, lauerten den Reisenden auf, überfielen und plünderten sie. Viele dieser Burgen waren Räuberhöhlen geworden, und alle Gräuel wurden in des Kaisers Namen verübt. Gregor fühlte deshalb wohl, daß es die höchste Zeit sei, sich mit Heinrich auszusöhnen, um diesem Unwesen ein Ende zu machen. Sich aber mit einem Manne auszusöhnen, der ihn so schwer beleidigt, überstieg seine Kräfte! Nie hatte bisher noch ein Priesterherz so weit die Herrschsucht und das Rachegefühl der Beleidigung getrieben; sein Haß gegen den Kaiser war in diesem Augenblicke stärker, als seine Herrschsucht, und als sein Wunsch, die Selbstständigkeit der Kirche zu begründen. Im Anfange wollte er nur die päpstliche Macht vergrößern, die Schlüsselgewalt über die des Kaisers erheben; jetzt aber begehrte er unumschränkter Herrscher zu sein, um seinen Feind desto sicherer zerschmettern zu können. Er strebte nach des Kaisers Krone, wollte sie ihm aber entreißen, ohne sich dem Vorwurfe der Tyrannei und Ungerechtigkeit auszusetzen, denn bei aller seiner Rachgier vermied er es sorgfältig, der öffent-

lichen Meinung zu trotzen, und suchte selbst dann vor den Augen der Welt als gerecht zu erscheinen, wenn er den Untergang seiner Feinde mit der größten Hitze verfolgte. Den Kaiser in Gegenwart aller derjenigen, welche ihm noch treu geblieben, zu demüthigen, war seine Absicht, und dieses vermochte er auch; der Krone konnte er ihn jedoch nicht berauben, da solches einzig und allein das Recht des vereinigten Reichstags war.

Gregor hatte dieses wohl überlegt, und seine Freude war daher nicht so vollständig, als man es hätte vermuthen können. Eitelkeit und Stolz waren befriedigt, aber sein Haß nicht; denn sprach er seinen Gegner vom Banne frei, und gestattete demselben nach Deutschland zurückzukehren, so konnte er nie seine Absicht verwirklichen. Deshalb hatte er auch den Bitten so vieler ausgezeichneten Personen, Heinrich zu Gnaden wieder anzunehmen, kein Gehör geben wollen, und es fiel ihm sehr schwer, dieselben abzuweisen, da er ihnen die wahren Gründe seines Widerstandes nicht entdecken wollte. Einem einzigen Menschen nur hatte er dieselben offenbaret: es war Gerhard Brazurius. Die Markgräfin Mathilde selbst kannte sie nicht, obgleich man hätte glauben sollen, daß der Papst, wegen seiner Vertrautheit mit derselben, vor ihr nur wenig Geheimnisse habe. Sehr groß war sein Zutrauen zu dieser Fürstin; allein dasselbe ging nicht so weit, ihr die

Schattenseiten seines moralischen Wesens zu zeigen; er hielt zu sehr auf die Bewunderung, welche er ihr einflößte, um durch ein solches Geständniß bei ihr dieselbe Preis zu geben. Da Mathilde ihr ganzes Leben dem Dienste der Kirche geweiht hatte, und für die reichste Erbin in ganz Italien galt, hoffte er, sie dahin zu bringen, ihre unermeßlichen Güter dem heiligen Stuhle zu schenken, indem sie durch den Tod ihres Vaters, des Markgrafen Bonifazius, und ihrer Mutter Beatrix, in den Besitz derselben getreten war. Deshalb wandte Hildebrand Vorsicht genug an, um nicht durch ein solches Geständniß seine Pläne scheitern zu machen, und so alle seine Intriguen umsonst geschmiedet zu haben.

Dem Israeliten allein waren Gregors Leidenschaften, seine ehrgeizigen Wünsche, mit einem Worte, seine Laster und Tugenden bekannt. Vielleicht gründeten sich ihre gegenseitigen Verhältnisse nur auf den Nutzen, den einer von dem andern zog. Gregor hatte ein großes Zutrauen zu diesem seltsamen Menschen, und bedauerte in diesem Augenblicke, daß derselbe nicht bei ihm war, um ihm in der schwierigen Lage, in welcher er sich befand, mit Rathe beizustehen. Er wußte, daß derselbe wegen Bertha's Heirath abwesend war, erwartete ihn jedoch von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde. Es schien ihm sogar, als müsse seine Reise schon beendigt sein, und er wandte

sich deshalb an den anwesenden Priester mit der Frage: ob er Brazurius noch nicht wieder in Canossa gesehen habe. Dieser wollte antworten, als ein Abgeordneter der Gräfin Mathilde in das Gemach trat, und den Papst fragte, ob es seiner Gebieterin gestattet sei, Seiner Heiligkeit ihre Aufwartung zu machen.

Hildebrand drückte seine Einwilligung durch eine einfache Kopfverbeugung aus; aber plötzlich veränderten sich seine Gesichtszüge: sie wurden ruhig, feierlich, und nahmen das Gepräge der Traurigkeit und tiefen Betrübniß an. Er mußte sich vor dieser Frau verstellen, mußte den Schmerz eines Vaters erheucheln, die Strenge beweinen, welche er gegen ein ungehorsames Kind mit Widerwillen in Anwendung bringe, um dasselbe durch verdiente Strafe auf den Pfad der Tugend zurückzuführen.

Mathilde erschien kurz darauf, und kniete vor ihm nieder, er erhob sie aber und, nachdem er ihr einen Sessel an seiner Seite angewiesen hatte, fragte er sie, welche Bitte er für seine Tochter an den Himmel richten könne. Mathilde lächelte, weil sie wohl wußte, daß der Papst eben so gut, wie sie selbst, den Grund ihres Besuchs kannte. Sie war eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, mittlerer Größe und zierlich gestaltet. Ihre zarten, wenn gleich nicht ganz regelmäßigen Züge, hatten den vollen Reiz, welchen gewöhnlich ein schwarzes und feuriges

Auge verleiht, und welcher bei den Frauen eine Neigung zur Schwärmerei für alles dasjenige anzeigt, was sie lieben können. Wenn sich in dieser Hinsicht die Fürstin nicht glücklich fühlte, so war solches die Schuld der kalten Politik, welche die Liebe der Großen ihren selbstsüchtigen Berechnungen unterwirft, und ihr Gottfried den Buckligen, zum Gatten gegeben hatte, einen Mann, den sie unmöglich lieben konnte, obgleich derselbe an glänzenden Eigenschaften als Krieger und an persönlichen Verdiensten Keinem nachstand. Dieses Gefühl der Liebe, im Aufkeimen erstickt, hatte sich ideale Wesen gesucht, denen es sich ganz hingab. Die Religion war ihr zu Hülfe gekommen, und die Liebe zum Gottmenschen, welche die begeisterte Einbildungskraft eines, zudem von Naturtrieben gefolterten, Weibes leicht ganz in Anspruch nehmen kann, hatte in ihrem Herzen die irdische Liebe verdrängt. Sie stellte sich die Freuden der Engel, deren Glückseligkeit vor; sie theilte dieselben mit dem schwärmerischen Geiste, welchen ein reiner Glaube einflößt; sie glaubte die Freuden des künftigen Lebens zu genießen; sie sah nur die Himmelspforte, dachte nur an die Mittel, dort keusch und rein zu erscheinen, um im Paradiese einstens eine Stelle, ihrem irdischen Range gleich, zu behaupten. Man muß deswegen nicht sehr erstaunen, daß sie gleichsam mit fanatischem Eifer an ihrem Glauben hing, und daß ihre

Einbildungskraft eine so große Gewalt über sie ausübte; denn ihrer Meinung nach konnte der Papst ihr die Himmelspforten öffnen oder schließen. Er war ihr Palladium, ihr Orakel, ihr Gott; stets war sie ihm unterworfen, gehorchte ihm blind, und sie hätte geglaubt ihr Heil zu verscherzen, wenn sie dem geringsten seiner Befehle nicht gewillfahret hätte.

Da sie Gregors ganze Erbitterung gegen den Kaiser kannte, so nahte sie sich demselben nur zitternd, um seine Gnade für Heinrich anzuflehen, weil auch ihrer Meinung nach sich letzterer, durch seine Widersetzlichkeit gegen die Kirche, das größte aller Verbrechen hatte zu Schulden kommen lassen. Doch seine tiefe Demüthigung hatte einen starken Eindruck auf ihre Seele gemacht, und sie wollte daher Gregor bitten, einer solchen aufrichtigen Reue Gehör zu geben. Allein Alles, was sie zu Heinrichs Gunsten sagen konnte, wirkte wenig auf dessen Gemüth, und er beharrte fest auf seiner Strenge. „Was kann für ihn bürgen?“ sagte er mit dem süßen und schmeichelnden Tone, der im Allgemeinen seine Art, sich auszudrücken, charakterisirte, wenn er den Despotismus seines Willens mit dem heiligen Schleier der religiösen Rücksichten umhüllte. „Hat Heinrich nicht in allen seinen Handlungen die List der Schlange, welche das erste Weib verführte, an den Tag gelegt? Wer wird Euch dafür bürgen, meine Tochter,

daß, nachdem er von diesem Banne losgesprochen ist, er unsere heilige Kirche nicht von Neuem angreifen wird? Wäre ich nicht vor Gottes Augen aller Uebel, welche sie zu leiden hat, schuldig, wenn durch Nachsicht, die Ihr von mir verlangt, die bedauernswerthen Folgen, welche ich befürchte, hervorgebracht würden? Kann ein Fürst, der so oft seinen eigenen Unterthanen das gegebene Wort bricht, nicht auch dasselbe gegen Uns thun? Gegen Uns, den er als seinen furchtbarsten Feind betrachtet? Wird er Petri Stuhl nicht von Neuem angreifen, wenn er glaubt, es mit besserem Erfolge als bisher, thun zu können?"

Mathilde hob die Augen gen Himmel, und bat nochmals den Papst um Gewährung ihres Wunsches. „Gern," setzte sie lebhaft hinzu, „will ich mich als Bürgin für seine Reue stellen. Unmöglich kann dieser große Fürst nochmals den nämlichen Fehler begehen! Sollte er uns aber getäuscht haben, so glaubt mir sicherlich, heiliger Vater, daß ich mich zuerst gegen seine Untreue erhebe; ich werde Euch helfen, ihn zu züchtigen, und gegen ihn unerbittlich sein; selbst werde ich mich an die Spitze meiner Truppen stellen, und ihn mit mehr Wuth bekämpfen, als die Ungläubigen, die in Palästina unsere Religionsbrüder so sehr quälen!"

Die Augen der Markgräfin glänzten in diesem Augenblicke von einem kriegerischen Feuer, und Gregor lächelte,

überzeugt, daß sie ihm kein eitles Versprechen gegeben; doch er wollte ihr noch nicht nachgeben, obgleich sie betheuerte, daß Heinrich, unter der Bedingung, daß die Erbgüter, mit denen er die Prälaten belehnt hatte, an die Krone zurückfallen sollten, dem Rechte der Investitur entsagt habe. Letzterer Vorschlag verdiente indessen berücksichtigt zu werden, und Hildebrand versprach der Markgräfin den folgenden Tag Antwort. Er mußte sich mit Gerhard Brazurius darüber unterreden, und wollte keine Verpflichtung über einen so wichtigen Gegenstand auf sich nehmen, ohne das Resultat der Reise des Juden zu kennen; denn fest war er entschlossen, seinen Feind nicht zu begnadigen, wenn er sich der raschen Stütze Robert Guiscards versichert halten dürfte. Die Heirath Bertha's mit dem Sohne dieses stolzen Normannen sollte, je nachdem sie gelungen oder gescheitert war, Gregors Urtheilsspruch bestimmen. „Bis auf morgen, meine theure Tochter," sagte er zu Mathilde, indem er derselben seinen Segen gab: „Gewiß wird der heilige Geist, den ich anflehen werde, mich auf meinem Wege zu erleuchten, aus meinem Herzen die Ungewißheit verbannen, in der ich noch schwanke. Dadurch werde ich des Herrn Willen kennen, und was er mir gebieten wird, werde ich streng befolgen. Von Euch erwarte ich dieselbe Unterwürfigkeit!"

Tief beugte sich Mathilde vor ihm, und kehrte mit

geringer Hoffnung zu ihrem unglücklichen Verwandten zurück, der mit Ungeduld ihrer harrte. Ungefähr zu derselben Zeit langte Gerhard Brazurius in der Felsenburg an.

Fünftes Kapitel.

Die Züge des Vertrauten Gregors trugen das Zeichen einer zu großen Entrüstung, als daß es der Papst nicht sofort hätte bemerken sollen. Er schrieb dieses dem schlechten Erfolge seiner Reise zu, und da er mit demselben allein zu sein wünschte, gebot er dem Priester, sich zu entfernen. „Nun Gerhard, welche Neuigkeiten bringst Du?“ fragte er ihn. „Schlechte!“ entgegnete dieser, „die Sache läßt sich nicht so leicht machen, als wir es geglaubt hatten! Ich habe Robert Guiscard gesehen: er hat die Vorschläge, welche ich ihm gemacht habe, verworfen, und will Euch nicht gegen den Kaiser unterstützen. Mein Interesse, sagte er zu mir, erfordert, daß ich so lange wie möglich mit ihm in Frieden lebe. Die Anerbietung Eurer Heiligkeit, ihn von dem Banne, der auf ihm lastet, zu lösen, hat ebenfalls wenig Eindruck auf ihn gemacht.“

„Der Ungläubige!“ rief der erbitterte Gregor aus. „Ich werde über ihn und sein Geschlecht einen Bannstrahl schleudern, damit er besser die Kirche ehre! Was fordert

er denn noch mehr, als die großmüthige Verzeihung, die ich ihm nach so vielen, im Gebiete des Kirchenstaats begangenen, Greuelthaten will angedeihen lassen, und die Wiederherstellung des lombardischen Reichs, welches seinem Sohne zu Theil würde, wenn er sich mit Bertha vermählte?..."

Hier unterbrach der Jude den Papst mit den Worten: „Hierzu ist keine Hoffnung mehr vorhanden! Er hat es völlig abgeschlagen. Wenn ich frei herausssprechen darf, so glaube ich, daß Robert Eure Absicht, diesen Staat wieder herzustellen, bezweifelt. Vielleicht auch will er seine Herrschaft in Neapel und Sicilien fester begründen; vielleicht scheinen ihm die Anerbietungen wohl gar zu gering, und der Thron der Berengare genügt seinem Ehrgeize nicht. Ich rathe Eurer Heiligkeit, nicht auf ihn zu rechnen."

„Aber hat sein Sohn, der junge Boemund, die Schönheit ohne Gleichen, das reizende Wesen gesehen, mit deren Hand man ihn beglücken will?"

„Er hat sie gesehen, aber das, was ich voraussah, trat ein: Bertha's Liebe für den deutschen Ritter, für diesen Ulrich von Kosheim, behielt immer das Uebergewicht in ihrem Herzen, und weder die Drohungen ihres Vaters, noch die zärtlichen Liebkosungen des normännischen Fürsten, vermochten etwas über ihr Herz. Ich glaube jedoch,

daß, wenn Bertha dem Sohne Robert Guiscards einige Hoffnung gegeben hätte, dieser seinen Vater leicht bewegen könnte, Euren Plänen beizutreten, weil er über dessen Gemüth eine große Herrschaft ausübt."

„Bei allen Teufeln!" schrie Gregor, dessen Züge einen Ausdruck von Haß und das Gepräge des Satans annahmen, „durch die erbärmlichen Launen und Grillen eines Weibes scheitert ein Plan, der an Resultaten so reich gewesen wäre, und der Kirche so große Vortheile gebracht hätte!"

Einige Zeit, vielleicht durch das Rachegefühl beherrscht, blieb er in Gedanken vertieft; aber plötzlich sich von seinem Sitze erhebend, ging er mit raschen Schritten auf und nieder, und fragte nach einer Pause, ob Bertha's Vater nicht durch Doppelzüngigkeit seine Tochter ermuntert haben könne, ein seinen eigenen Interessen so nachtheiliges Betragen an den Tag zu legen.

„Nein," antwortete der Jude, „diese Gerechtigkeit muß ich ihm widerfahren lassen: er hat sich als Mann, und als ein ehrgeiziger Mann gezeigt, nicht als Vater! Liebkosungen, Schmeicheleien, nichts hat er gespart, das Herz seiner Tochter zu bewegen, aber vergebens. Heute ist er noch so wüthend, daß ich fast glaube, Bertha ist bei ihm nicht mehr in Sicherheit. Er verbirgt seinen Zorn hinter einer tiefen Ruhe, und was ihn noch zurück

hält, seinen väterlichen Willen geltend zu machen, ist die Anwesenheit der Erzieherin Bertha's, die sich mit einer kräftigen Energie gegen seine Tyrannei erhoben hat. Vielleicht auch hat die Gegenwart meiner Nichte Dina viel dazu beigetragen. Dieses gute Mädchen hat ihren eigenen Schmerz vergessen, und das größte Mitleid für Bertha's vermeintes Unglück gezeigt. Eure Heiligkeit weiß vielleicht, daß diese beiden Jungfrauen Nebenbuhlerinnen sind, und vergangenes Jahr erfuhr ich ..."

„Ja, ja," versetzte Hildebrand, „Kosheim ist ein Glücksritter, da er so reizenden Geschöpfen Liebe einzuflößen wußte. Ich kenne Deine Nichte: sie ist schöner wie Esther. Was die andere anbetrifft, diese habe ich noch nie gesehen, kann also nicht über sie urtheilen, denke aber, diesen Punkt bald entscheiden zu können! Ich muß mit dem Herzoge sprechen, und alsdann werden wir sehen, ob meine Ermahnungen nicht mehr als seine Drohungen der Tochter Herz bewegen können! Sind die beiden Mädchen noch immer auf dem Schlosse St. Paolo?"

„Ja," sagte der Jude, „aber Eure Heiligkeit muß eine gute Bedeckung haben, wenn Sie sich dorthin begeben will, denn die lombardischen Ritter haben viele Truppen auf diesem Punkte zusammengezogen. Mit großer Mühe nur kann man von Reggio hierher kommen, denn

alle Augenblicke ist man in Gefahr, von diesen Banditen ermordet zu werden."

„In Wahrheit?" fragte Gregor bestürzt. „Hätten sie vielleicht beschlossen, diese Felsenburg zu überfallen oder zu berennen? Weiß man nicht, zu welcher Absicht sie dort so viele Truppen versammelt haben?"

„Um Euch nichts zu verbergen, ich glaube, daß sie die Absicht haben, den tiefgebeugten Heinrich von hier zu entführen. Sie zürnen heftig, daß er nach Canossa gekommen ist, und wollen ihm deshalb die Mittel darreichen, an der Spitze gewaltiger Streitkräfte in Deutschland um die Krone auf Leben und Tod zu kämpfen, seine Macht dort wieder herzustellen, und alsdann seine siegreichen Waffen gegen Euch zu kehren."

„Wenn ich das wüßte!" rief der Papst aus, dessen Haß hierdurch neue Nahrung erhalten hatte. „Nein, sie werden es nicht wagen! Die Felsenburg Canossa ist stark genug, und es bleibt mir noch Zeit übrig, um mich zu rächen. Jedoch soll man nicht sagen, daß die Gefahr meinen Entschluß geändert habe! Heinrichs Schicksal ist jetzt unwiderruflich fest gesetzt. Ich will ihnen ihren Kaiser zurückgeben, jedoch so entehrt, so entwürdigt, daß der feigste ihrer Soldaten sich schämen soll, ihn als Anführer zu erkennen. Höre, Gerhard, und sage mir, ob die Richtschnur meines Betragens gegen meinen Feind mit

dem Hasse, den ich ihm geschworen, und den Interessen meiner Würde übereinstimmt. Heinrich will vom Banne freigesprochen sein, dem er so trotzte, weil er die Wirkung seiner Allgewalt nicht kannte; um Gnade zu erhalten, willigt er ein, das Zeichen der kaiserlichen Würde mit dem Gewande des Büßenden zu vertauschen. Ich kann seine Bitten nicht länger zurückweisen; doch gewiß hätte ich dieses gethan, wenn mir der ungetreue Neustrier nur so viel Truppen zugeschickt hätte, um dem Angriffe der Lombarden widerstehen zu können. Ich will Heinrichs Bitte gewähren, weil es mir die Gefahr meiner Lage gebietet, und er überdem seinen Investiturrechten entsagt."

Das größte Erstaunen malte sich in den Zügen des Juden, und Gregor fuhr ohne Unterbrechung fort:

„Nie hätte ich geglaubt, daß er dies thun würde; aber so eben machte mir die Gräfin diesen Vorschlag in seinem Namen, mit der Bedingung, daß die Güter, mit denen er die Prälaten belehnt hätte, nach ihrem Absterben an die Krone zurückfallen sollten! Dieses wäre das Einzige noch, was ich ihm verweigern möchte; jedoch auch diese Bedingung kann ich annehmen, weil sie eher meiner Macht Nutzen bringt, als Schaden zufügt. In der That, diese stolzen Prälaten müssen zur apostolischen Armuth zurückkehren, und das Beispiel der Keuschheit und des Gehorsams geben. Rein soll ihr Lebenswandel sein,

oder ich werde sie den strengsten Kirchenbußen unterwerfen. Heinrich werde ich vom Banne lösen, aber das Scepter gebe ich ihm nicht eher wieder, als bis ich seine Feinde in Deutschland vernommen, und den Grund der Zwistigkeiten, die er mit den Sachsen hat, gehörig untersucht haben werde."

„Aber glaubt Ihr nicht, daß diese nämlichen Feinde solches für eine Gefährdung ihrer Interessen halten werden, und Rudolph, dem Ihr die Krone versprochen habt, als ein ihm gebrochenes Wort?"

„Rudolph würde Unrecht haben, denn meine Absichten für ihn bleiben dieselben. Sollte Heinrich übrigens seinen Eid brechen, von Neuem den Herrscher spielen wollen, so würde ich mit Hülfe meiner Legaten Rudolph bewegen, einen Reichstag zu berufen, und mich in eigener Person dorthin begeben. Gelänge mir letzteres aber nicht, sollte Heinrich, um mich zu verhindern, in Deutschland zu erscheinen, die Pässe besetzt halten, so könnte der Reichstag thun, was er wollte, ihn wählen oder nicht. Ich würde mich seiner Wahl nicht widersetzen!"

„Ich wünsche," sagte Brazurius, „daß dieser Plan gelinge, fürchte aber, daß er mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft ist. An Eurer Stelle möchte ich lieber dieser Schlange den Kopf zertreten!"

„Siehst Du denn nicht, Unglücklicher, daß diese

Schlange noch stechen kann? Ich sollte Heinrich fortschicken, ohne ihn frei gesprochen zu haben? Sollte ihn in die Arme der Parthei schleudern, die ihn in seiner Rache unterstützen kann? Nein, nein: denke nach, Gerhard, und Du wirst finden, daß das beste Mittel, dieses drohende Kriegsheer aufzureiben, dasjenige ist, seinen Götzen besudelt und mit Kothe bedeckt ihm zurückzuschicken. Schlecht müßte ich den Stolz der Lombarden kennen, wenn sie ihn nicht verachteten, und ihm den Eintritt in die Thore ihrer Städte verweigerten. Jeder in der Meinung seiner Unterthanen geschändete Fürst wird nie für dieselben wieder ein Held: der Glanz, welcher ihn in ihren Augen vergrößerte, ist gewichen; der letzte seiner Unterthanen stellt sich ihm gleich. Heinrich müßte weniger Vernunft besitzen, als ich ihm zuschreibe, wenn er nicht einsähe, daß ich durch sein erniedrigendes Betragen große Vortheile über ihn errungen habe. Ich fühle den Nutzen, den ich daraus ziehe, und der soll mir auch gedeihen!"

Man hörte ein Geräusch hinter den Teppichen, eine geheime Thür öffnete sich, und ein Benedictiner-Mönch trat langsam herein. Es war einer der zahlreichen Spione Gregors, den er dem Kaiser zugesendet hatte, um dessen Gesinnungen zu erforschen.

„Tretet näher, Bruder," sagte der Papst zu ihm,

der jedesmal, wenn Brazurius zugegen war, sich nicht um dessen Anwesenheit kümmerte, und keine Geheimnisse aus seinen Handlungen machte. „Hat sich Satan völlig unterworfen?" fuhr er fort. So pflegte er den Kaiser zu nennen, wenn er sich von ihm im Kreise vertrauter Freunde unterhielt. „Und sind die Seelen des Fegefeuers," so nannte er die Bischöfe, welche er in den Bann gethan hatte, „mit ihrem Loose zufrieden?"

„Was diese letztern anbetrifft," erwiderte der Pater, sich vor dem Papste auf die Kniee werfend, „so glaube ich, daß die von Eurer Heiligkeit auferlegte Strafe ihnen die Augen geöffnet hat. Sie fasten, beten, geißeln sich regelmäßig; keiner hat sich, so viel ich weiß, das geringste Murren zu Schulden kommen lassen. Aber mit dem größten der Sünder — welche Verschiedenheit —! Heinrichs Gesicht nimmt von Zeit zu Zeit einen Ausdruck von Zorn und tiefem Unwillen an, und gewiß, wenn Eure Heiligkeit Ihre Gnade verspäten, noch zwei oder drei Tage aufschieben, so wird er losbrechen. Heute Morgen, als er am Eingange der Zelle stand, die ihm zum Betzimmer dient, und seine von Frost geschwollnen Füße betrachtete, fing er an zu brüllen wie ein Löwe, der grimmig in seine Kette beißt. Sein ganzer Körper bebte vor Wuth, und gewiß war das Gesicht des Fürsten der Finsterniß bei dessen Falle nicht so fürchterlich, nicht so drohend,

wie das dieses unglücklichen Sünders, als ich ihn so antraf.“

Gregor frohlockte, als er die moralischen Qualen seines Kaisers, seines Herrn vernahm, gleichsam wie der Kannibale beim Anblicke der Leiden des halbtodten Feindes jauchzt, dessen Blut er mit Freuden einschlürft. „Herrliche Stimmung, um vom Banne gelöst zu werden,“ sagte er, indem er dem Mönch erlaubte, sich zu erheben. „Und ließ er lange Zeit seinen Zorn aus?“ „Lange genug, so daß die Kaiserin, welche mit ihrem Sohne hinzu kam, darüber im höchsten Grade erschrack. Nein, sagte er mit funkelnden Augen und vor Wuth schäumend zu ihnen, keinen Tag bleibe ich länger in diesem verfluchten Hause, wo der Tyrann, der scheußliche Despot, den ich hier aufsuchte, mir die Gunst, mich mit ihm zu vergleichen, so theuer und um einen so schändlichen Preis erkaufen läßt. Sollte ich künftig nur ein Räuberleben führen, nur auf unsicherer Stätte mein ermüdetes Haupt niederlegen, und ärmer, als ein Bettler, die Welt durchstreichen müssen, so werde ich doch dieses Elend der heillosen Schmach vorziehen, welche mir seit drei Tagen dieses Scheusal aufgebürdet hat! — O! Heinrich, bis jetzt hast Du gelitten, leide auch heute noch, ohne Dich zu beklagen, tröstete sein tugendhaftes Weib, ihm seinen Sohn in die Arme legend: vielleicht ist der heilige Vater,

den Du so schrecklich beleidigt hast, auf dem Punkte, Dir zu verzeihen und Alles zu vergessen!"

Hm, dachte Gregor, diese Frau kennt wenig das menschliche Herz, und noch weniger den Haß eines Priesters.

„Gedenke doch," fuhr der Benedictiner fort, indem er die Worte der Kaiserin anführte, „welche Wirkung der Bannfluch, der auf Dir lastet, auf den Geist Deiner Völker gemacht hat! Was ist denn ein gebannter Kaiser für sie, und was seine Macht, wenn sie ihm den Gehorsam weigern? Fürchtet denn der rohe Haufe nicht, in seinen Sturz, sowohl in dieser, als in jener Welt, mit fortgerissen zu werden? Hast Du dieses nicht schon gefühlt, als Du hierher kamst, um die Gnade desjenigen zu erflehen, der den Blitzstrahl der Kirche über Dich geschleudert hat, und der Dich allein von demselben wieder befreien kann? — Das sind ungefähr die Worte dieser frommen Gattin, welche durch mehrere Personen, die sich derselben anschlossen, um den Stolz dieses frechen Sünders zu beugen, unterbrochen wurden. Die Markgräfin Mathilde besonders warf ihm in harten Ausdrücken seine Schwachheit vor, versprach ihm jedoch von Neuem, Eure Heiligkeit, seinetwegen anzuflehen. Es scheint auch, daß sie Wort gehalten und ihm gute Nachrichten überbracht hat, denn er ist seitdem viel ruhiger geworden. Meine wenigen Kenntnisse sind nichts gegen die unermeßliche

Weisheit Eurer Heiligkeit; doch wenn es mir gestattet wäre, meine persönliche Meinung in dieser Sache auszusprechen, so glaube ich, daß der Aufenthalt eines solchen Sünders in dieser heiligen Stätte nur Nachtheil bringen kann, und ich, an Eurer Stelle, würde mich beeilen, ihn frei zu sprechen, damit er das widrige Toben seiner Flüche und Verwünschungen nicht erneuerte!"

„Sie werden auch ein Ende nehmen, Bruder, so wie alles Irdische ein Ende nimmt," antwortete ihm Gregor trocken, der niemals Untergebenen gestattete, ihm Rathschläge zu ertheilen. Er warf ihm einen drohenden Blick zu, der dem armen Pater hinreichend zu erkennen gab, daß Schweigen besser für ihn gewesen wäre, und daß er, statt mit seinem Scharfsinne glänzen zu wollen, klüger gethan hätte, dem Papste nur treu die Begebenheiten zu berichten, nicht aber die Rolle eines Rathgebers zu spielen. Vielleicht verscherzte er einen Cardinalshut. Rom gebraucht oft Leute, welche einzig und allein das Geschäft haben, die Geheimnisse fremder Höfe auszukundschaften; jedoch müssen sich dieselben wohl enthalten, ihre eigenen Bemerkungen zu machen, denn der unfehlbare Vater verzeiht selten aberwitzige Rathschläge.

Der Mönch wartete keinen zweiten Blick ab, sondern verließ eiligst das Gemach.

Sechstes Kapitel.

Heinrichs Lage war wirklich so, wie wir sie bereits kennen gelernt haben. Aus Gnade nur hatte man ihm seit drei Tagen den Eingang zur Felsenburg gestattet. Dort befand er sich vor der dritten Ringmauer, bekleidet mit einem wollenen Büßerhemde, und in bloßen Füßen; nur hölzerne Sandalen, wie sie die Mönche in einigen Klöstern zu tragen pflegten, schützten ihn vor der strengen Kälte. Das Zimmer, in welchem er sein Gebet verrichten konnte, war eine Art Zelle, in der Mauer angebracht, worin ein mit Fellen bedecktes hölzernes Bett, ein Sessel, ein Gebetpult und ein Crucifix aufgestellt waren. Um den Tiefgebeugten noch mehr zu kränken, hatte man über diesem Betpulte eine Scheere und einen Besen aufgehängt. Zu jener Zeit nämlich war der Besen die Lieblingswaffe der Kirche, welche viel darauf hielt, den Gestraften zu entehren; deshalb verfeinerte sie auch das Entwürdigende ihrer Strafen. Noch mehr aber, als der Besen, schändete in jenen rohen und finstern Zeiten die Scheere. Ein langes Haupthaar und der Bart waren die Zeichen der hohen Würdenträger und der Freien; Fürsten im Allgemeinen trugen langes Haar. Hatte sich nun einer derselben ein Verbrechen zu Schulden kommen lassen, so fiel es oft vor, daß man ihn schor, und in

ein Kloster schickte, und besonders in Frankreich hatte manches gesalbte Haupt sein Vergehen, auf dem Throne geboren zu sein, auf diese Art gesühnt, weil es sich nicht gegen einen raubgierigen Verwandten, oder gegen ehrgeizige Unterthanen, welche Rom in sein Interesse gezogen hatte, vertheidigen konnte.

Der unglückliche Heinrich betrachtete oft lange diese Gegenstände. Er schauderte vor Entsetzen bei dem Gedanken, daß Gregor sich ihrer bedienen könne, und hatte geschworen, wenn dieses der Fall wäre, denselben mit eigenen Händen zu erdrosseln. Jedoch seine Gemahlin, Mathilde, und die übrigen Personen, welche Zutritt zu ihm hatten, beruhigten ihn mit der Versicherung, daß dieses nicht in Gregors Absichten liege.

In allem Uebrigen mußte er sich dem lächerlichen Ceremoniell unterwerfen, wenn ihm daran gelegen war, mit der Kirche ausgesöhnt zu werden. Den ersten und zweiten Tag hatte er stillschweigend Alles geduldet, weil er jeden Augenblick hoffte, das Ziel seiner Leiden zu sehen; durch die Mittheilung des Benedictiners haben wir aber erfahren, daß seine Geduld zu Ende war, und daß er eher Canossa verlassen wollte, als eine so erbärmliche Rolle länger fortspielen. Endlich hatte ihn die Hoffnung, welche ihm die Markgräfin Mathilde gegeben, daß er am folgenden Morgen von Gregor empfangen würde, beruhigt, und

dieser ersehnte Tag war angebrochen. Während der ganzen Nacht hatte er kein Auge geschlossen; so sehr hatte ihn die Zusammenkunft mit dem Papste beschäftigt. Dies ist jetzt die schwerste Probe, sagte er zu sich selbst: ich werde diesen niederträchtigen Heuchler hören und sehen, er wird über meine Niederlage jauchzen, ohne daß ich ihm die Kehle zuschnüre; ich soll ihm als Büßer huldigen, als Büßer, vom Gefühle seiner Bosheit durchdrungen. Das übersteigt alle meine Kräfte, tausend Erzengel! Jedoch ich werde mich mäßigen, schweigend Alles dulden, weil dieses das einzige Mittel ist, die Verräther zu züchtigen, welche mir diese Schmach bereitet haben. Vielleicht theilen sie sich schon in die Fetzen des Kaisermantels! Ja, ich werde sie bestrafen, und diese Strafe soll fürchterlich sein! sie muß es sein, wenn ich bedenke, um welchen Preis ich die Mittel erkaufe, es zu können. Ja, ich werde sie alle gleich Wölfen ausrotten; denn wenn ich von dem elenden Banne werde frei gesprochen sein, wird es mir nicht mehr an Truppen fehlen. Waffen und Schätze, Macht, Alles wird mir wieder von dem Tage an zu Gebote stehen, an welchem ich mich mit der lebendigen Erbärmlichkeit, durch Hildebrand dargestellt, der heiligen Tafel genähert habe. Dummes Volk, erbärmliche Vorurtheile, wer kann euch beherrschen, wenn ein Mann von meinem Charakter vor euren thörichten Forderungen

das Haupt beugen muß! Wie glorreich und mächtig müßte ein Staat sein, in welchem die reine Vernunft allein die Grundlage aller Handlungen wäre, woraus der Fanatismus auf ewig verbannt, die Priesterherrschaft im Zaume gehalten, und nur das Gesetz streng befolgt würde! Allein noch Jahrhunderte werden erforderlich sein, ehe Deutschland dieses begriffen hat! Bei all meinem Unglücke schätze ich mich noch glücklich, daß man Eberhard den Zutritt zu mir verweigert hat! Gewiß würde es mich durchbohrt haben, wenn er mich in einem solchen Gewande gesehen hätte. Und bei Gott! ich müßte ihn entschuldigen, setzte der gute Fürst hinzu, einen verächtlichen Blick auf seine Kleidung werfend. Eberhards Hand hat manchen guten Ritter aus dieser Welt geschafft, und ich wäre in diesem Augenblicke seiner nicht werth. Meine Aussöhnung mit ihm wird schwieriger, als die mit Gregor sein.

Dies waren ungefähr die Betrachtungen, welche Heinrich aufstellte, als ihm die Kaiserin freudig die Nachricht überbrachte, der Papst habe feierlich durch seinen Kämmerer bekannt machen lassen, er wolle an demselben Morgen den Beweis von der Reue des Sünders der Sünder annehmen.

„Das elende Geschöpf!" rief Heinrich aus. „Welche Beweise will er denn noch mehr, als die Schande, der ich mich bis heute unterworfen habe?"

„Im Namen des Himmels und Eures Wohles," sagte die Gemahlin mit thränenden Augen zu ihm, „hütet Euch wohl, Euren Zorn auszulassen: gedenkt, daß die Mauern dieser Zelle Ohren haben können, und daß keine Zunge fehlen würde, den Ausdruck Eures Zornes einem Manne zu überbringen, der zu stolz ist, Euch solches zu verzeihen."

Kurz darauf erschienen zwei Cardinäle, um den Kaiser vorzubereiten, vor seinem Richter zu erscheinen, und ihn mit dem, bei ähnlichen Gelegenheiten üblichen, Ceremoniell bekannt zu machen. Heinrich empfing sie sehr kalt, und blieb zwei Stunden in einem besondern Gemache mit ihnen eingeschlossen, während im Innern des Schlosses Vorbereitungen zu seinem Empfange getroffen wurden. Die beträchtliche Besatzung Canossa's stand unter den Waffen, die Prälaten im Gefolge des Papstes, und alle diejenigen, welche aus Deutschland gekommen waren, um vom Banne gelöset zu werden, vereinigten sich: die einen in Ordenskleidern, die andern in Büßerhemden. Die zum Hause der Markgräfin Mathilde gehörenden Großen, auf's prachtvollste gekleidet, oder mit glänzenden Rüstungen bedeckt, befanden sich im Schloßhofe, wo der Kaiser erscheinen sollte. Alles schwieg! Diese Krieger, obgleich sie einem andern Gebieter, als diesem unglücklichen Monarchen, dessen Tapferkeit ihnen bekannt war, gehorchten, sahen diese Schmach an, als ihnen persönlich

angethan; denn edle und tapfre Herzen bedauern ihres Gleichen; sie hüteten sich indeß wohl, ihren großmüthigen Unwillen an den Tag zu legen. Bald warfen sie einen stolzen Blick auf die Seite des Schlosses, welche der päpstliche Despot bewohnte, bald betrachteten sie die Pforten der geistlichen Capelle, wo durch ein erbärmliches Gaukelspiel die Eitelkeit des römischen Clerus befriedigt werden sollte, dieses Clerus, der doch die Demuth als eine der ersten christlichen Tugenden betrachtet, und die, seiner Meinung nach, allein selig machen kann. Die Pforten dieser Capelle öffneten sich endlich, und die Neugierigen konnten die Vorrichtungen wahrnehmen, welche der stolze Hildebrand, um dieser Feierlichkeit den größten Glanz zu verleihen, und seinen Triumph noch mehr zu erhöhen, getroffen hatte. Zwei Reihen Priester, in schneeweiße Gewänder gekleidet und mit Kerzen in der Hand, standen unbeweglich an beiden Seiten des Schiffes. Das Chor war durch einen purpurnen Schleier verborgen, gleichsam wie die Stätte des Hochaltars in Salomo's Tempel; die Durchsichtigkeit des Stoffs gestattete jedoch, die Stelle des Altars wahrzunehmen, denn eine unermeßliche Menge Lichter glänzten auf demselben; es schienen tausende von Meteoren zu sein, welche durch Feuerwolken ihren Glanz werfen, wenn die Sonne in der Jahreszeit der Seestürme untergeht. Baßstimmen erschollen hinter

diesem Schleier, und die Worte der Buße, welche sie sangen, glichen dem dumpfen Gebrülle der Wogen des Oceans, wenn er, vom Winde gepeitscht, sich gegen den Himmel zu erheben scheint. Oft mischte sich die Hymne des Miserere mit ihrer klagenden Harmonie zu diesen traurigen Gesängen.

Das dumpfe Hallen der Glocken war das bestimmte Zeichen, daß der tiefgebeugte Sünder bald Aller Blicken öffentlich zur Schau ausgestellt sein würde. Die Pforte, welche ihn noch von der Schaubühne dieser Scene trennte, öffnete sich einige Minuten vor dem Aufhören des Geläutes, und der Kaiser näherte sich inmitten der beiden Cardinäle, wovon der eine die Scheere, und der andere den Besen hielt. Gleichsam wie vom Gefühle seiner Schande zerschmettert, ging er mit gesenktem Haupte einher, um der Menge die Züge seines Angesichts zu verbergen. Seine Arme hatte er auf der Brust gekreuzt, und da man ihm die Sandalen genommen, war er der Berührung der kalten und harten Erde ausgesetzt, und sein ganz entblößter Hals der schneidenden Kälte Preis gegeben. Hinter ihm befanden sich die Kaiserin, sein Sohn Conrad, und die fromme Mathilde, welche in die tiefste Andacht versunken war. Diese Personen erinnerten an jene heiligen Frauen, welche dem Erlöser folgten, als er blutend sein Kreuz zum Hochgerichte schleppte. Einige Schritte

hinter ihnen folgten der Markgraf Este und der Graf Amadeus, so wie mehr denn zwei hundert Ritter, welchen man bisher den Eingang zur Felsenburg verweigert hatte, denen aber jetzt, auf Befehl des Papstes, der gerne die ganze Welt zum Zeugen seines Triumphs über den mächtigsten Fürsten der Christenheit gehabt hätte, die Thore geöffnet waren. Unter dieser Menge, von so verschiedenen Gesinnungen beseelt, bemerkte man zwei Männer, deren Physiognomie etwas Fürchterliches hatte: es waren Eberhard und sein Freund, welche Canossa nicht verlassen wollten, ohne ihren Herrn gesehen zu haben, und obschon derselbe vor ihnen stand, bezweifelten sie doch die Wirklichkeit, und glaubten an eine Täuschung ihrer Sinne. Endlich konnten sie an der Wahrheit dieser Begebenheit nicht länger zweifeln, und mit thränenden Augen, unbeweglich, gleichsam an ihre Plätze gebannt, blieben sie Zuschauer der sie so kränkenden Scene. Bald zerriß der Schleier des Tempels, der Kaiser erschien, und knieete auf die erste Stufe des Altars nieder. Gregor trat mit der Majestät eines Gottes auf, und näherte sich langsam unter einem von Edelsteinen glänzenden Traghimmel; auf dem Scheitel trug er die Tiara; ein weißes, von Silberstoff glänzendes Gewand bedeckte ihn. Mehr als hundert Cardinäle befanden sich zu seinen Seiten. Eine dicke Weihrauchswolke umhüllte ihn ganz, und so trat

er endlich vor den Altar. Dort fragte er mit lauter Stimme die beiden Prälaten, welche zu Heinrichs Seiten standen: „Was wollt Ihr im Tempel des Herrn?"

„Den Eingang für einen armen Sünder, der ihm wegen seiner Fehler verweigert war, aber dessen aufrichtige Reue ihn würdig macht, sich mit dem Himmel wieder auszusöhnen!"

„Aber," versetzte Hildebrand, „ruht nicht noch der Bannstrahl auf ihm?"

„Ja, aber deswegen wendet er sich an den Nachfolger Petri, der das Recht zu binden und zu lösen hat, damit ihm dieser Gnade ertheile und ihn vom Banne freispreche!"

„Hat er seine Sünden gebüßt, und gelobt er künftig dem heiligen Stuhle völlige Unterwürfigkeit?"

„Stets wird er demselben unterworfen sein, und er hat strenge Buße gelitten!"

„Nun, daß er vor dem Herrn niederkniee, wenn er von Satans Macht befreit sein will!"

Bei diesen Worten gaben die Cardinäle dem Kaiser ein Zeichen, worauf sich dieser mit ausgestreckten Armen auf das Angesicht zu Boden warf, und das ganze Chor der Priester stimmte das Miserere, mit Begleitung der Orgel und unter Glockengeläute, an. Als dieses beendigt war, fuhr Gregor fort: „Kraft der himmlischen Gewalt,

welche Wir von St. Petrus geerbt haben, und dessen unfehlbarer Nachfolger Wir sind, sprechen Wir Dich, Heinrich, vom Banne los, den Du wegen Deiner Verbrechen und Eingriffe gegen Unsere Macht so gerecht verdient hattest! Du verpflichtest Dich durch einen Eidschwur, diese künftig zu achten; Du entsagst dem Rechte der Investitur oder Belehnung mit Ring und Stab; Du entsagst dem Rechte der Wahl der Bischöfe, Aebte, Pfarrer und zu jedem geistlichen Amte, das in Deutschland erledigt sein wird! Responde, mi fili!" *)

Der Kaiser sah sich genöthigt zu erklären, daß er allen diesen Rechten entsage.

„Du erkennest gleichfalls an, daß dieses Recht nur dem heiligen Stuhle zugehört?"

Heinrich antwortete, daß er dieses anerkenne.

„Jetzt, ohne die Rechte derjenigen zu gefährden, welche sich in Deutschland über Dich beklagen — was Wir zu seiner Zeit untersuchen werden, da Wir ein Urtheil darüber fällen sollen — sprechen Wir Dich von der kanonischen Strafe frei, welche Dich der Theilnahme an den heiligen Sakramenten der Kirche unwürdig machte, und erlauben denjenigen Deiner Diener und Freunde, welche diese Strafe nicht erlitten, oder davon frei gesprochen wur-

---

*) Antworte, mein Sohn!

den, sich Dir ohne Gefährdung ihres Seelenheils wieder zu nähern! Erhebe Dich also, Sünder, und folge Uns zu der heiligen Tafel. Die Engel frohlocken, wenn eine Seele der Hölle entgeht, und des Himmels wieder würdig wird!" — Hierauf reichte er dem Kaiser, welcher sich langsam erhoben hatte, die Hand zum Küssen, und gab zwei Priestern, die des Fürsten Kleider trugen, ein Zeichen, solche den Edelleuten zu übergeben, und ihn in eines seiner Gemächer zu führen. Dort kleidete sich derselbe an, um ungestörter dem Hochamte beiwohnen zu können, denn in seinem Büßerhemde wäre er in der Capelle vor Frost fast gestorben.

Alle Anwesende begleiteten den Kaiser in die Kirche, wo feierlich die Messe gesungen wurde. Beim Abendmahle, als derselbe vor dem heiligen Tische knieete, brach Gregor, der das Hochamt feierte, *die Hostie in zwei Theile*, näherte sich dem Fürsten und sagte laut: „Ihr habt gelitten, daß man mich in Eurer Gegenwart, an einem feierlichen Reichstage aller möglichen Verbrechen beschuldigte, ohne daß weder Ihr, noch einer der Eurigen, meine Vertheidigung ergriff! Hier rufe ich Gott und die Menschen zu Zeugen meiner Unschuld an, und dieser Theil des Körpers unsers Erlösers soll mich strafen, wenn ich nicht die Wahrheit sage." Er schluckte die Hälfte der Hostie, zur großen Erbauung der Menge

hinunter, welche nicht im Geringsten daran zweifelte, daß er so rein sei, wie er scheinen wollte, indem er ein so schreckliches Zeugniß ablegte. Es war aber nur eine Schlinge, welche er seinem Feinde legte, da er wohl wußte, daß dieser nicht so leicht mit den heiligen Sakramenten sein Spiel treiben würde, und sagte dieserhalb zu ihm, indem er ihm den andern Theil der Hostie darreichte und in die Höhe hielt: „Auch Ihr! mein Sohn, seid großer Verbrechen angeklagt; Leute, welche Euer Betragen genau kennen wollen, verbreiten dieselben allenthalben. Wollt Ihr sie nicht beschämen und als Verläumder darstellen, indem Ihr die nämlichen Worte wiederholt, welche ich so eben ausgesprochen habe, und auf ähnliche Weise communiziren?

Heinrich wurde über diesen Vorschlag bestürzt. Er antwortete zuerst stotternd darauf, dann ermannte er sich und erklärte, er wolle ganz einfach communiziren; er fühle sich zwar an alle dem, was man ihm vorwürfe, unschuldig, doch wenn er auch den Beweis seiner Unschuld auf diese Art an den Tag legte, würden ihn dennoch seine Feinde verfolgen, und deshalb wolle er es unterlassen.

Der hinterlistige Gregor belästigte ihn nicht weiter: er war zufrieden, seiner Meinung nach vor so vielen Zeugen seine Tugend auf eine unwiderlegbare Weise über

die des Monarchen gestellt zu haben, und reichte Heinrich die Hostie. Nach dem Hochamte fand ein großes Gastmahl im päpstlichen Palaste statt; alle Große, welche dieser sonderbaren Ceremonie beigewohnt hatten, wurden dazu eingeladen; die besten Freunde des Kaisers aber waren dort nicht anzutreffen, denn das Schauspiel seiner Erniedrigung hatte dieselben aus dem Schlosse verscheucht.

Siebentes Kapitel.

Acht Tage nach dieser großen Begebenheit waren Gregors Berechnungen eingetroffen. Die ganze Lombardei wüthete gegen Heinrich; Keiner wollte mehr von ihm reden hören; sie verachteten diesen Fürsten, der sich vor seinem Todfeinde so sehr erniedrigt hatte. Die mehrsten Großen wollten ihn absetzen, und den jungen Conrad, seinen Sohn, zum Kaiser erwählen. Die Truppen, welche er ausgehoben hatte, kehrten allenthalben wieder heim, die Städte verschlossen ihm ihre Thore, beschimpften ihn von den Mauern herab; die Landleute verließen ihre Dörfer, um nicht bei seiner Durchreise einen Kaiser zu begrüßen, den sie nicht mehr achteten. Als Heinrich sich deshalb vor Mailand zeigte, um sich daselbst die eiserne Krone aufsetzen zu lassen, fand er auch in dieser Stadt, wie allenthalben, den größten Widerwillen, ihn aufzu-

nehmen. Er erfuhr außerdem, daß diese Stadt, welche stets der Päpste Macht widerstanden, zwei Bischöfe Hildebrands aufgenommen, um in dessen Namen die Bewohner und den Clerus von dem Banne, den er über sie geschleudert, zu lösen, weil sie in dasjenige, was sich in der Versammlung zu Worms zugetragen, eingewilligt hatten. Alles, was der Kaiser in Canossa gelitten, war nichts gegen die Beschimpfungen, welche er täglich auf seiner Reise erdulden mußte. Stündlich verließen ihn einige derjenigen, welche ihm von Canossa her gefolgt waren, und am Ende der ersten vierzehn Tage war durch diese täglichen Abfälle sein Gefolge bis auf sechszig Personen zusammengeschmolzen, so daß er beinahe ohne Vertheidigung war, im Fall man ihn hätte angreifen wollen. Jedesmal, wenn ein Ritter oder Edelmann Abschied von ihm nahm, sagte er mit bitterem Lächeln zu ihm: „Fahret hin in Gottes Namen, meine Freunde; in glücklicheren Tagen werden wir uns wiedersehen!“ und schnell kehrte er ihnen den Rücken zu. Aber seiner Hausfrau machte er täglich bittre Vorwürfe, wenn ihm eine solche Kränkung widerfuhr. „Ist es nicht Deine Schuld,“ sagte er zu ihr, „daß ich diese unselige Reise unternahm? Habe ich nicht Deinen Bitten, Deinen Thränen Gehör gegeben, ihnen die Kraft entlehnt, in Canossa die Schande aller Schanden zu ertragen? Dir allein habe ich es zu-

zuschreiben, daß ich meinen Unterthanen Gefühle eingeflößt, welche ich nie Jemandem einzuflößen geglaubt hätte! Der Feigste von ihnen glaubt das Recht zu haben, mich mit Verachtung zu strafen! Traurige Früchte der Schwachheit! Warum habe ich den Rathschlägen einer ihres Ranges unwürdigen Frau nachgegeben, während ich die so vieler treuen Freunde verwarf, welche meinen Ruhm und Deutschlands Interesse so gut begriffen?" Bertha zerfloß in Thränen und suchte sich zu entschuldigen, aber Heinrich, sogar durch diese Thränen erbittert, sagte mit harten Worten zu ihr: „Geh und beweine Deinen Fehler in einem Kloster; ich liebe Dich nicht mehr, seitdem Du mich bewogen, mich vor dem Angesichte meiner Völker zu entehren, während Du meinen Tod der Schande vorziehen mußtest!"

Von jenen Tagen an behandelte er diese unglückliche Fürstin, welche er bisher zärtlich geliebt hatte, mit der größten Gleichgültigkeit, und diese ging bald in Haß über. Man muß sich wohl hüten, großmüthige Herzen zu Schritten zu bewegen, welche sie entehren können; denn wenn dies geschehen ist, so wird der Entehrte selten demjenigen verzeihen, welcher Urheber seiner Schmach war, und wäre es selbst das Wesen, das er früher von Herzen liebte, und dessen Leben er mit dem seinigen erkauft haben würde.

Die Reise ging traurig von statten, weil man in Ungewißheit war, ob man Italien verlassen und nach Deutschland zurückkehren, oder ob man bleiben solle, um die Gemüther zu beruhigen. Letzteres war mit großen Schwierigkeiten verknüpft, weil die Erbitterung in den Städten und Dörfern täglich zunahm. Die Rückkehr nach Deutschland war gefährlich, indem man muthmaßen konnte, daß einige der Fürsten, welche Heinrich als Gefangene festgehalten, im Stande sein könnten, sich seiner Person zu bemächtigen, und ihn einem gleichen Schicksale zu unterwerfen. Während einer solchen Gefangenschaft war es auch möglich, daß sie Rudolph zum Kaiser ernannten. In dieser kritischen Lage schrieb Heinrich an den Papst und bemerkte ihm, daß seine Freisprechung vom Banne ihm wenig geholfen habe. Hildebrand, der dieses sehr wohl wußte, antwortete ihm, daß er sehr unrecht hätte, sich zu beklagen, weil seine Absicht keineswegs gewesen sei, ihm die königliche Gewalt wieder zurück zu geben, obschon er ihn mit der Kirche ausgesöhnt habe; er müsse daher auch nicht erstaunen, wenn seine Unterthanen ihn nicht als Kaiser betrachteten. Dieses könne sich nur dann ändern, wenn er, Gregor, ihn für würdig befunden, seine Staaten, wie früher, zu beherrschen, und ihm das Regiment derselben von Neuem gestattet habe; und dieses würde er nur dann entscheiden, wenn er das Urtheil über

seine Zwistigkeiten mit den sächsischen Fürsten gefällt habe. In demselben Briefe erwähnte Gregor noch, daß diese letztern, so wie Rudolph, sich sehr gegen seine Lossprechung vom Banne erhoben hätten: ihrer Meinung nach hätte er, Gregor, mit Uebereilung gehandelt, weil der Kaiser wiederum die Waffen ergreifen und in Deutschland die Greuelscenen des Bürgerkriegs erneuern könnte, was der Bannstrahl demselben unmöglich gemacht hätte. Deshalb wären sie entschlossen, sich im Anfange des Monats März zu Forchheim zu versammeln, um über das Wohl des Kaiserreichs zu berathschlagen. Heinrich solle sich dahin begeben, um sich zu vertheidigen, wie er es zu Augsburg hätte thun sollen. Der Papst sei dort erwartet, um als Oberhaupt der Kirche ein strenges Urtheil zu fällen; wenn es ihm aber unmöglich wäre, sich dorthin zu begeben, so möge er in seinem Namen *bevollmächtigte Legaten hinschicken*. Gregor fügte noch *hinzu*, Heinrich solle nicht verfehlen, dort zu erscheinen.

Der Eilbote, welcher dem Kaiser diesen Brief in der Umgegend von Modena, wo er lagerte, überbrachte, entfernte sich, und kaum hatte Heinrich von dem Inhalte desselben Kenntniß genommen, als man ihm zwei Pilger meldete, welche ihn unbedingt zu sprechen wünschten. „Zwei Pilger?" rief der Kaiser wüthend aus, der seit seiner Abreise von Canossa gegen Alles, was nur den

religiösen Namen trug, einen starken Abscheu gefaßt hatte. „Daß sie zum Teufel gehen und mich in Ruhe lassen! Was brauche ich solche Dummköpfe zu sehen? Sagt ihnen, sie sollen sich nach Canossa begeben: dort werden sie den Schurken der Schurken, den Erzbuben antreffen, dessen Pantoffel sie küssen können, um in den Himmel, oder in die Hölle zu fahren. Ich will solches Gesindel vor meinen Augen nicht sehen!"

Ein Diener wollte den Fremden diese unangenehme Botschaft überbringen, als ihn Heinrich, dessen Zorn sich unterdeß abgekühlt hatte, zurückrief und fragte, was diese Leute eigentlich wollten? Da derselbe keine Auskunft zu geben vermochte, so befahl er ihm, sie vorzulassen. Dann wandte er sich zur Kaiserin, welche den kleinen Conrad auf ihrem Schooße hielt und ihm einige auf Pergament gemalte Bilder gab, mit bittrem Tone zu ihr sagend: „Es sind, wie wir jetzt sehen werden, Männer mit reinen Gedanken, Männer, deren Vorsätze von Gott geheiligt und ihnen eingeflößt sind, Männer, den Wünschen Eures Herzens gemäß, die vielleicht zu Euch kommen, um Rathschläge zu holen. Ich glaube, man hat sich geirrt, indem man dieselben bei mir anmeldete; es ist gewiß die Kaiserin, und nicht der Kaiser, den sie zu sprechen wünschen; denn was sollten sie mit einem Manne zu thun haben, der Alles, was der Kirche angehört,

hasset, und die er, seitdem sie ihn entwürdigte, nur verflucht! Also ist es ein Irrthum, Bertha, sie müssen mit Euch sprechen wollen."

„Heinrich," versetzte sie mit bewegter Stimme, „Ihr laßt meinen Absichten keine Gerechtigkeit widerfahren, wenn Ihr die Schritte, zu welchen ich Euch bewogen habe, nur nach ihren unglücklichen Resultaten beurtheilt. Wenn ihr besser nachdenken wolltet, so würdet Ihr Euch erinnern, daß meine Vorschläge aus der Nothwendigkeit entsprangen, Euch in Eure kritische Lage zu fügen. Ihr saht ja selbst kein Mittel mehr, derselben zu entgehen!"

„Was? Ich hätte kein Mittel gehabt, derselben zu entgehen? Tausend standen mir zu Gebote, die ich nur Euretwegen nicht ergriffen habe! Das Beste war, die Verräther, welche nach meiner Krone trachteten, zu bekämpfen, zu besiegen, oder mit dem Schwerte in der Hand zu fallen!"

„Ihr vergeßt aber, daß Euch, als Gebanntem, keine Truppen zu Gebote standen, und daß es Euch obendrein an Gelde mangelte!"

„Ich hatte noch Freunde genug, um durch die Gewalt der Waffen zu siegen, und meine, die gerechte Sache, auf das Glücksspiel der Schlachten zu wagen. Und wäre ich gefallen, so hätte der Ruhm meinen Na-

men von der Verachtung und Schmach gerettet, während daß ich heute der Welt zum Hohn und Spotte diene!"

In diesem Augenblicke erschienen die zwei Pilger, welche man ihm gemeldet hatte, und zu seinem größten Erstaunen erkannte er in ihnen Kosheim und Hellenburg.

„Was, Ihr seid's? und in einer so ritterlichen Kleidung? Warum habt Ihr Euch denn verkleidet, um vor mir zu erscheinen?"

Der Ton, womit Heinrich diese Worte aussprach, drang tief in's Herz der beiden Krieger: Thränen rollten über ihre Wangen, und sie sahen sich gegenseitig schweigend an. Heinrich fragte sie, ob denn seine besten Freunde so an seiner Sache verzweifelten, daß sie die Rüstung gegen ein härenes Gewand umgetauscht hätten?

„Alle Wetter, nein," rief der Graf aus, indem er sich in die Arme des Kaisers warf, der sowohl ihn, als Kosheim, an sein Herz drückte. Hellenburg gestand ihm gleich, weshalb sie den Pilgerstab ergriffen hatten. „Alle beide," sagte er, „Zeugen Eurer Demüthigung zu Canossa, kamen wir, die Seele von Schmerz erfüllt, zu Euch, um in Eurem Gemüthe den Stolz zu erwecken, den wir von Euch gewichen glaubten. Aber, Gott sei Dank, Euer Muth ist nach der erlittenen Beleidigung von Neuem erstarkt, und wir hoffen mit Hülfe St. Jakobs, des Schutzpatrons der Krieger, daß unser Kaiser diejenigen

kräftig züchtigen werde, welche sich nicht scheuten, ihn vor den Augen der Welt zu entehren!"

Heinrich drückte sie wiederum an sein Herz. Nach einer Pause begann er: „Ihr müßt in meiner schwierigen Lage Rath schaffen und helfen. Alles ist wider mich. Welches Mittel muß ich anwenden, um die Gemüther von Neuem zu gewinnen?"

„Wir wissen," versetzte der Graf, „Alles, was Ihr durch Eure vermeinte Aussöhnung mit der Kirche bei den Italienern verloren habt; Alles kann aber wieder gut gemacht werden, wenn Ihr öffentlich gegen den Papst auftretet, und den Plan durchsetzt, den Ihr in Worms zu verwirklichen begannet..."

„Was! seine Entsetzung?"

„O! was rathet Ihr ihm?" sagte die Kaiserin mit Beben; aber Heinrich warf ihr einen wüthenden Blick zu, der sie zum Schweigen brachte.

„Nein, der Rath ist nicht so schlecht, wie Eure Majestät es glaubt," entgegnete Hellenburg. „Man muß noch mehr thun, muß an die Stelle dieses stolzen Priesters einen Mann erwählen, der besser seine Unterthanspflichten kennt. Wenn dies der Kaiser thut, so kann er vor der Welt den Schandfleck auswaschen, der durch schlechtere Rathschläge, als die meinigen, hervorgebracht, noch an ihm haftet."

„Mit Freuden nehme ich Euren Plan an, Hellenburg. Ihr habt Recht, aber Ihr kennt auch die Schwierigkeiten, welche noch in diesem Augenblicke damit verknüpft sind!"

„Sie werden verschwinden, wenn Ihr als Herr auftreten werdet. Sagt nur den Lombarden, daß Eure Unterwürfigkeit in Roms Forderungen bloß den Zweck hatte, Gregor auszuforschen: Ihr wolltet wissen, wie weit seine Tyrannei gehen könne, und sie werden Euch glauben, wenn Eure Handlungen Euren Worten gleich sind."

„Ihr wißt vielleicht nicht, daß sich die Fürsten zu Forchheim versammeln, und mich dort erwarten, damit ich Rechenschaft von meinen Handlungen ablege." Bei diesen Worten zeigte der Kaiser dem Eberhard Gregors Brief. Hellenburg glaubte, aus diesem Schreiben des Papstes und der Fürsten festen Entschluß wahrzunehmen, ihn durch ein feierliches Urtheil des Reiches für verlustig zu erklären, ein Urtheil, dem er sich unbedingt unterwerfen müsse. Ulrichs Meinung stimmte in diesem Punkte mit der des Grafen überein, und er erwähnte des Zusammentreffens Rudolphs mit dem Juden Brazurius zu Goslar.

Eberhard, welcher glaubte, daß man Gregor um jeden Preis verhindern müsse, sich nach Forchheim zu begeben, rieth, schnell alle Pässe, welche nach Deutschland führten, zu besetzen, und, zu gleicher Zeit schleunigst mit einem

starken Heere die Alpen überschreitend, ohne Weiteres den Feldzug gegen die Rebellen zu eröffnen. Dem Kaiser bleibe nichts Andres übrig, als um die Krone auf Leben und Tod zu kämpfen, um alle Pläne der Verschwornen zu vereiteln. „Wenn man Euch mit den Waffen in der Hand sehen wird, werden sich freudig die Lombarden für Euch erheben: Alle, welche Eure wachsende Macht fürchten, so wie die Fürsten, aus Scham, Deutschland verläugnet zu haben, werden zu Euch übertreten; Bürger und Landleute werden Euch mit Jubel empfangen!"

„Ihr habt Recht, und sollte meine theure Markgräfin Mathilde die Waffen ergreifen, alsdann werden wir eine Brandfackel über ihre Staaten schleudern, die alles Weihwasser des Papstes nicht zu löschen vermag."

„Was dies anbetrifft, so haben Kosheim und ich schon daran gedacht; denn während der Zeit, daß ich Euch nach Deutschland begleite, soll dieser hier bleiben, um uns Verstärkungen jeder Art zuzusenden, und zugleich die Bewegungen der Mathilde zu beobachten. Sollte er Truppen genug haben, um letztere in Canossa zu belagern, so wird er solches nicht unterlassen, oder im entgegengesetzten Falle die Stadt wenigstens in Blokadezustand versetzen. Vielleicht gelingt es ihm, sich des Papstes zu bemächtigen, und was noch besser wäre, des Brazurius, denn dieser Schurke kennt alle Geheimnisse seines Herrn!"

Heinrich gestand, daß ihm der Plan gefalle, und die Hoffnung, seine Feinde zu züchtigen, gab ihm neues Leben. „Eberhard,“ sprach er, „theurer Freund, der Beweis, den Ihr mir in diesem Augenblicke von Eurer Treue gebt, wird nie in meinem Herzen verlöschen: nie werde ich vergessen, was ich Euch verdanke. Aber sagt mir, woher glaubt Ihr Truppen sammeln zu können?“

„In Mailand, Eure Majestät; wir brechen stracks nach Mailand auf!“

„Aber diese Stadt ist mit unsern Feinden ausgesöhnt, und vor ihren Pforten bin ich so schrecklich beschimpft worden!“ —

„Ich weiß es; aber Mailand ist die einzige Stadt, wo man uns am besten verstehen wird!“

„Des Papstes Legaten sind aber noch da!“

„Desto besser! wir lassen uns diese Schurken ausliefern, und dies wird der beste Beweis sein, daß wir gegen ihren Herrn kräftig einzuschreiten gedenken!“

„Gott wache über uns und über meines Gemahls Zukunft!“ rief die Kaiserin aus.

Heinrich fuhr sie hart mit den Worten an: Was versteht Ihr darunter?“

„Ich bitte den Himmel, Euch und dieses Kind vor jeglichem Unglücke zu bewahren; denn gewiß werdet Ihr

meines Conrad Glück verscherzen, wenn Ihr der Kirche neue Beleidigungen zufügt."

„Und hat mir die Kirche solche erspart? Nein, Eberhard hat tausend Mal Recht! Keine Gnade werde ich künftig dem Clerus angedeihen lassen, das heißt, diesem Clerus, der sich meiner Macht entziehen, und nur Rom als alleiniges Oberhaupt erkennen will. Ich werde immer, wie es meine Vorgänger gethan haben, den Papst ernennen; den Bischöfen und italienischen Völkern beweisen, daß sie alle Unterthanen des Kaiserreichs, und Uns den Gehorsam allein schuldig sind. Ich will meinem Sohne die Krone meiner Voreltern so überlassen, wie ich sie von denselben geerbt habe. Eher würde ich ihm den Tod wünschen, als auf seinem Haupte ein Diadem, welches ihn von Rom abhängig macht. Ich hoffe, lange genug zu leben, um ihm dasselbe frei von jeder Knechtschaft zu überreichen, und es wird eher Eure, als meine Schuld sein, wenn er die Priester nicht zwingt, dasselbe zu achten!"

Die Kaiserin entfernte sich, und da seine beiden Freunde vorschlugen, die Reise nach Mailand nicht zu verschieben, so ertheilte er seinem Gefolge den Befehl, sich an demselbigen Tage noch reisefertig zu halten. Bevor er aufbrach, sandte er Gregor ein Schreiben zu, in welchem er denselben benachrichtigte, daß, da seine Geschäfte ihn

noch einige Zeit in Italien zurückhielten, er sich nicht nach Forchheim begeben würde, weil hierzu die Frist zu kurz sei.

Achtes Kapitel.

Hellenburgs Plan gelang vortrefflich, erforderte jedoch mehr Zeit, als er geglaubt. Des Kaisers Betragen hatte selbst seinen treuesten Dienern das größte Mißtrauen eingeflößt; sie konnten nicht begreifen, wie es möglich sei, daß ein Kaiser sich so erniedrigen könne, und forderten daher erst Erklärungen, weshalb Heinrich eine solche Politik befolgt habe. Doch nach seiner Betheuerung, er wolle Gregor züchtigen, in Deutschland eindringen, die Rebellen sich unterwerfen, wozu ihre Hülfe unbedingt erforderlich sei, erklärten sich viele Große der Lombardei für ihn, und ihrem Beispiele folgten eine Menge Anderer. Sehr Viele hatten aber auch gar kein Zutrauen zu ihm, und zweifelten an der Aufrichtigkeit seiner Worte. Dieser Zweifel verschwand indeß völlig, als man vernahm, daß er die beiden Bischöfe, welche von Gregor nach Mailand geschickt waren, hatte festnehmen und in Ketten schlagen lassen. Soldaten bemächtigten sich derselben bei ihrer Rückkehr nach Rom, denn Heinrich hatte auf Eberhards Anstiften keinen Augenblick

gezögert, ihnen diesen untrüglichen Beweis seiner feindseligen Absichten gegen den Papst zu geben.

Als die Kunde dieser strengen Maßregel in der Lombardei erscholl, strömte Alles herbei, und des Kaisers kleines Heer, welches Anfangs nur einige hundert Lanzen zählte, war in wenig Wochen zu tausenden herangewachsen. Als er deren zehntausend vereinigt hatte, beschloß er, Italien zu verlassen. Doch wäre er noch wohl geblieben, um diese Macht zu verstärken, wenn er nicht die Nachricht erhalten hätte, daß die deutschen Fürsten, unter dem Vorsitze der päpstlichen Legaten, Gregors Macht gehuldigt, und Rudolph, den Schwabenherzog, an seiner Stelle zum Kaiser gewählt hätten, und daß derselbe vom Erzbischof von Mainz im Dome dieser Stadt gesalbt sei.

Bei dieser Nachricht hörte man in ganz Italien nur ein Geschrei des Unwillens. Keiner zweifelte daran, daß dieses das Werk der Treulosigkeit Gregors sei. Inzwischen wollte der Kaiser noch vor seiner Abreise Gregor keinen Vorwand des Zornes gegen ihn lassen. Als schlauer Politiker suchte er seinem Feinde alle Schuld aufzubürden; aber Hildebrand spähte vorsichtig, welchem der beiden Kaiser das Glück günstig sei, und wollte weder die Verantwortlichkeit des Beschlusses des Reichstages annehmen, noch zurückstoßen. Er antwortete ihm deshalb, daß er nichts zu seinen Gunsten thun könne, so lange er den

heiligen Petrus gefangen halte, indem er eine Anspielung auf die Gefangenschaft der, durch die kaiserlichen Truppen fest genommenen, Bischöfe machte, von welchen einer vor wenigen Tagen gestorben war.

„Nun,“ sagte Heinrich zu den um ihn versammelten Kriegern, denen er die Antwort Hildebrands zeigte, „seht, ob ich auf etwas Anderes, als auf meinen Muth zählen kann, da mir der heilige Vater seinen Beistand gegen den Räuber meiner Krone verweigert. Jetzt mag Kampf um das Recht derselben entbrennen, Ordnung vernichtet sein, Sitte und Zucht verfallen, Greuel in geistlichen und weltlichen Dingen sich zeigen, — der hochmüthige Stolz Gregors wird allein Schuld daran sein! Möge das Blut, welches vergossen werden wird, auf sein gotteslästerndes Haupt zurückfallen, weil dieser Krieg sein Werk ist. Auf Leben und Tod wollen wir kämpfen, und die Waffen nicht eher niederlegen, bis daß ich ihm seine Tiara genommen, wie er mir das Diadem der Cäsaren zu entreißen suchte! Er bekämpft nicht nur meine Person, sondern das Kaiserthum und die Selbstständigkeit des deutschen Volkes! Wehe über ihn, daß er Unfrieden auf deutschen Boden gesäet; hart soll es dieser Verräther büßen!“

Mit donnerndem Beifall wurden diese Worte aufgenommen: Man wollte gleich auf Canossa losgehen, die Felsenburg belagern, und sich des Papstes bemächtigen;

doch Eberhard erklärte, man müsse für's Erste den alten Plan in Ausführung bringen, mit Vorbehalt, später des Kaisers Gegner in dessen eigner Heimath aufzusuchen und zu bekriegen.

Das Zeichen der Abreise wurde gegeben, und freudig schlug man den Weg nach Aquileja ein.

Wir wollen einige Zeit unsere Blicke von diesen hochherzigen Männern abwenden, und Kosheims Schritte verfolgen, der in Italien, wie man es sich erinnern wird, zurück blieb, um den Muth der Lombarden für seinen Herrn zu unterhalten und zu nähren, Canossa zu bedrängen, und die Markgräfin Mathilde zu verhindern, Truppen zu Gunsten Gregors zu erheben.

Ulrich wußte nicht, wo letzterer geblieben, weil er seit sechs Wochen von Canossa abwesend war, und wollte sich dieser Felsenburg nur mit hinreichenden Streitkräften nähern, um keine Ausfälle der Besatzung fürchten zu dürfen. Als er diese vereinigt, erschien er vor den Mauern, und erfuhr, daß der Papst noch darin sei.

Während dieser Zeit waren die Normannen von Neuem in das päpstliche Gebiet eingedrungen, und begingen dort die scheußlichsten Ausschweifungen. Gregor wollte deshalb die Felsenburg verlassen, um, wenn es möglich wäre, durch die Gewalt der Waffen diese Horden zurück-

zutreiben, oder, im entgegengesetzten Falle, mit ihnen zu unterhandeln. Ulrich, dem dieser Vorfall sehr zu statten kam, ließ sorgfältig mit ungefähr drei tausend Mann alle Pässe besetzen, warf Truppen in die Gebirgsschluchten, in die Wälder, kurz allenthalben hin, wo man sich einen Weg bahnen konnte, um Hildebrands Flucht zu begünstigen. Streng ließ er Alles durchsuchen, was sich auf dem Wege nach dem Schlosse zeigte, und versprach demjenigen große Belohnungen, der den heiligen Vater fangen würde.

Während dieser Zeit machte die Besatzung mehrere Male einen Ausfall, wurde aber jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen. Gregor wüthete und hatte öfter versucht, verkleidet zu entweichen, als er aber gesehen, daß dieses unmöglich war, schloß er sich in sein Gemach ein, und empfing nur Brazurius und den Pater Donizo, Mathildens Beichtvater, dessen wir schon erwähnt haben. Oft waren diese Zeugen seines Zornes, und letzterer suchte ihn stets durch schmeichelnde Worte zu besänftigen. Hildebrand litt solches, weil dieser Geistliche Mathilden bewogen hatte, ihr unermeßliches Vermögen dem heiligen Stuhle zu schenken. Er wagte es daher auch nicht, denselben irgend nur zu verletzen, und duldete Alles von ihm, während dieser seinerseits glaubte, Gregor würde erkenntlich dafür sein, und durch sein kriechendes Be=

nehmen zu den höchsten Würden der Kirche zu gelangen suchte.

Beide waren gerade in ein Gespräch verwickelt, als man von außen ein großes Geräusch vernahm; Gregor näherte sich dem Fenster, und sah einen Haufen Soldaten um einen ihrer verwundeten Gefährten versammelt, worauf er Donizo den Befehl gab, sich zu erkundigen, was vorgefallen sei. Als sich dieser hinaus begeben wollte, trat die Gräfin Mathilde bestürzt in's Gemach, und sagte, daß, wie ein verwundeter Krieger ihr mitgetheilt, Ulrich von Kosheim Verstärkungen erhalten habe, und sie bald von allen Seiten regelmäßig angegriffen sein würden.

„Daß Gottes Wille geschehe," erwiderte Gregor; „schon hat er unsern Muth auf die Probe gestellt, indem er uns dem Schwerte der wilden Normannen aussetzte; doch wollen wir ihm vertrauen, und nicht über die Soldaten des meineidigen Kaisers, die uns bedrohen, erschrecken." Hierauf äußerte er den Wunsch, selbst den Ueberbringer dieser Botschaft zu vernehmen, und Mathilde befahl, denselben herbei zu führen. Der Soldat erschien, vom Statthalter begleitet, und mit ihnen Brazurius, den dieser Lärm aus der Zelle, welche er, Gregor zu Gefallen, seit der Belagerung Canossa's bewohnte, vertrieben hatte. Seitdem die Felsenburg in Blokadezustand versetzt

war, ging er nicht mehr nach dem Schlosse St. Paolo, wo er seine Nichte und Bertha, welche sich daselbst befanden, täglich besucht hatte. Es lag ihm sehr daran, zu erfahren, was sich außerhalb des Schlosses zutrug, und in dieser Absicht war er dem Soldaten gefolgt, etwas Neues zu hören. Dieser bestätigte, was die Gräfin bereits gemeldet hatte, noch hinzufügend, was er vom Vorhaben des Feindes wußte. Verwundet war er neben einem Italiener, der noch in der Nacht seinen Geist aufgegeben, hingefallen, und dieser hatte ihm erzählt, daß aus Treviso dreitausend Mann Verstärkungen anrückten, und eine doppelte Anzahl aus Ancona und Padua.

„Ich glaube," unterbrach ihn Gregor, indem er sich zum Statthalter wandte, „daß man, wenn dem so ist, gleich einen andern Ausfall wagen muß, um diese Schurken zu vertreiben; denn wenn sich die Verstärkungen mit ihnen vereinigen, wird uns dasselbe unmöglich sein."

Der Statthalter war nicht dieser Meinung, und glaubte es seiner Pflicht angemessen, sich dem Willen Hildebrands zu widersetzen. „Schon habe ich," sagte er, „in vier verschiedenen Ausfällen dreihundert und zwanzig Mann verloren, und wenn ich noch einen gegen so gut verschanzte Feinde wage, bin ich versichert, noch einige hundert einzubüßen. Was die Verstärkung anbetrifft, laßt sie anrücken, ich werde mich schon gegen sie vertheidigen,

wenn ich die Besatzung, so wie sie jetzt ist, behalte. Zwingt man mich aber, den Feind anzugreifen, dann stehe ich für nichts ein."

„Allein," versetzte Gregor unzufrieden, „ich kann ja nicht ewig hier bleiben! Die Normannen hausen im Gebiete der Kirche, ich muß um jeden Preis die Kühnheit dieser Banditen züchtigen, und das einzige Mittel, dieses mit Erfolg zu können, ist, Alles zu versuchen, um dieses Schloß verlassen zu können."

„Eure Heiligkeit wird mir eine Bemerkung erlauben. Wir werden geschlagen werden, nichts ist sicherer, und die Mannschaften, welche wir einbüßen, werden die Besatzung so schwächen, daß, wenn der Feind Canossa berennt, wir ihm nicht widerstehen können. Die unvermeidliche Folge eines Ausfalls wird sein, daß Eure Heiligkeit sowohl, wie meine Gebieterin, in die Hände des Kaisers fallen. Jetzt werdet Ihr besser einsehen, ob das Letztere vortheilhafter für Euch ist."

Der Papst zitterte bei diesem Gedanken. „Eher lebendig unter den Trümmern Canossa's begraben werden!" sagte er, indem er auf den alten Krieger einen zornigen Blick warf. Da er aber die Richtigkeit jener Bemerkungen einsah, und wohl begriff, daß ein mißglückter Ausfall seine Entweichung nicht begünstigen würde, suchte er zu erfahren, ob er nicht vielleicht durch List seinen

Zweck besser erreichen könnte, und fragte den Soldaten, ob er nicht glaube, daß zwei oder drei Personen bei Nacht, ohne von den Schildwachen bemerkt zu werden, aus dem Schlosse entkommen könnten.

„Wenn ich sagte, daß dieses leicht sei, würde ich lügen," erwiderte jener, „und dies aus dem Grunde, weil der Feind nahe an den Wällen Wachen aufgestellt hat, und immer ein gutes Feuer unterhält. Ueberdies ist ihr Anführer ein schlauer Fuchs, der nie schläft; von Stunde zu Stunde besucht er selbst die Wachen, ermuntert die Soldaten, damit keiner aus dem Schlosse gehe, ohne daß man wisse, wer er sei. Dies thut er nur Euretwegen."

„Wie heißt denn eigentlich der Anführer?"

„Ja, das kann ich so genau nicht sagen, weil der Name mir entfallen ist. Der Kaiser hat ihn hier gelassen, um ihm Verstärkungen aus der Lombardei zuzuschicken. Es soll ein tapferer Ritter sein, ein Deutscher. Doch ich erinnere mich seines Namens. Er heißt... er heißt... Rich... Rich... der Name will mir nicht beifallen; doch hat er noch einen Namen, von Kosheim, glaube ich."

„Ulrich von Kosheim, nicht wahr?" sagte Mathilde, welche den Namen dieses tapfern Ritters schon mehrere Male gehört hatte.

„Ganz richtig, ja wohl, Ulrich von Kosheim, so nannte mir ihn der Lombarde. Ja, es ist der Ritter Ulrich!"

Bei diesem Namen stutzte Gregor, und ward besonders bewegt; da er aber vor so vielen Leuten seine Gefühle nicht an den Tag legen wollte, entließ er den Statthalter, und bat die Gräfin, ihn doch allein zu lassen, damit er den Himmel anflehen könne, ihm in einer so kritischen Lage beizustehen. Sie entfernte sich, und nur der Jude und Donizo blieben bei ihm. Sobald er sich mit diesen allein befand, sagte er mit freudiger Miene zu ihnen: „Wir sind Alle gerettet; ich kann Euch dies nur sagen, gerettet, ohne uns mit diesen Verräthern in Kampf einzulassen;" und er warf sich in einen Sessel, um Athem zu schöpfen. Der Jude und Mathildens Beichtvater sahen sich einander schweigend an, und wußten nicht, was dieses zu bedeuten hatte. Gregor fuhr fort, doch mit weniger Hingebung: „Ich sehe Euer Erstaunen; selten habt Ihr Hildebrand, wie es eben der Fall war, von seinen Gefühlen beherrscht gesehen, aber dies ist ein Beweis, daß die Freude ihren Paroxismus so gut, wie der Schmerz hat. Ja, wenn man sich in einem Augenblicke aus einer schrecklichen Lage in eine bessere versetzt sieht, und dieses alles durch einen Zufall ohne Gleichen; Vortheile, unermeßliche, statt der Gefahren

wahrnimmt, o, alsdann kann der vernünftigste Mann vor Wonne wahnsinnig werden. Ich danke dem Herrn, meinen Geist mit so reichen Hülfsquellen begabt zu haben, Hülfsquellen, die ich in der größten Gefahr benutzen kann. Ich danke ihm dies Mal doppelt, mir den Sieg verschafft zu haben, da wo unsere Feinde ihren Triumph als so nahe betrachteten. Der Name ihres Anführers dient zu meinem Zwecke: mein Entschluß ist gefaßt, und Du, Brazurius, sollst meinen Plan in Ausführung bringen." — Der Israelit betrachtete Gregor wie ein Mann, der dasjenige, was man ihm sagt, nicht versteht, der aber bereit ist, dem Befehle seines Vorgesetzten zu gehorchen. Als Hildebrand ihm jedoch seinen Plan entwickelte, zitterte er, sein Gesicht ward bleich, und er wäre beinahe in Ohnmacht gesunken. „Gerade," sagte der Papst zu ihm, „weil Du persönlich den Ulrich kennst, vermagst Du besser, als jeder Andere, die Aufgabe zu lösen. Höre, was ich von Dir verlange, vergiß aber nicht, das Dein Schicksal, das meinige, das der ganzen christlichen Welt gänzlich von Deiner vollständigen Unterwürfigkeit unter meinen Willen abhängt! Du sollst also diesem Heere seinen Anführer entführen; seiner Stütze beraubt, wird es sich bald zerstreuen, denn schwerlich kann ich vermuthen, daß dort ein zweiter Krieger, so tapfer als er, sich befinde, und der so darauf besteht, sich meiner Person zu bemäch-

tigen. Seine fanatische Anhänglichkeit an Heinrich macht ihn mir allein so fürchterlich, und ich glaube nicht, daß man dieselbe in einem andern Herzen antrifft, als in dem seinigen. Du wirst also die Nacht benutzen, um zu ihm zu gelangen; die Wachen werden Dich anhalten, Du verlangst, vor ihn geführt zu werden, und sagst ihm dann, daß Du nur allein zu ihm gekommen sei'st, um ihn von einer besondern Angelegenheit zu unterrichten. Du wirst ihm die Lage Bertha's im Schlosse St. Paolo schildern; Du giebst vor, daß Du von ihr abgesandt sei'st, um seine Hülfe gegen die Tyrannei eines Vaters zu erflehen, der sie zwingen wolle, den Sohn Robert Guiscards zu heirathen. Ohne Zweifel wird er Dir glauben, denn das Gerücht dieser Vermählung ist in ganz Deutschland im Umlaufe, und kann ihm nicht unbekannt sein. Ich glaube das menschliche Herz zu kennen, und müßte mich sehr irren, wenn das Wort einer Geliebten, selbst in einer kritischen Lage, nicht vor einem Jünglinge Gehör fände, der ihr sein Leben geweiht hat. Er wird Dir bestimmt Antwort geben, und Du mußt seine Leichtgläubigkeit zu benutzen wissen, um ihn in das Schloß St. Paolo zu führen, wo Bertha's Vater seine Leitung übernehmen wird."

„Gerechter Himmel!" rief der Jude aus, vor Entsetzen zurückschaudernd. „Aber Eure Heiligkeit weiß

nicht, daß dieser ihn ohne Gnade dem Hasse Rudolphs aufopfern wird! Rudolph hat ja nie diesem Ritter verziehen, daß er einst für den Kaiser gegen ihn fechten wollte, und ihn zum Zweikampfe gefordert hat."

„Nun, wenn er ihn auch aus dem Wege schafft!" erwiderte Gregor trocken.

„Bei dem Allmächtigen," versetzte der Jude, „Dina, meine Nichte, obgleich sie nicht von ihm geliebt wird, hat von mir den Eid gefordert, nie etwas gegen diesen jungen Ritter zu unternehmen, und ..."

„Was?" entgegnete donnernd Gregor, dessen Augen vor Wuth blitzten. „Willst Du diesem erbärmlichen Weibe die großen Interessen, die wir beide besprochen, aufopfern?"

Gerhard beugte das Haupt und konnte den Anblick Gregors nicht länger ertragen, in welchem die Verbannung seines ganzen Geschlechts ausgesprochen schien. Hildebrand fuhr mit dem Tone eines Herrn fort, der von seinen Sklaven die strengste Unterwürfigkeit fordert. „Nicht nur soll Bertha's Vater über das Leben seines Gefangenen nach Willkühr schalten können, sondern derselbe Gefangene soll außerdem noch den Widerstand des stolzen Mädchens beugen, die im Interesse ihrer wahnsinnigen Leidenschaft meine Projekte zerstört. In der Furcht, Ulrichs Haupt vor ihre Füße rollen zu sehen, soll sie ihre Hand dem

normannischen Fürsten reichen, welchen ihr meine Politik zum Gatten bestimmt hat! Dies ist das einzige Mittel, um die Räuberhorde, welche sein Vater befehligt, zu zwingen, sich in aller Eile aus meinen Staaten, die sie in diesem Augenblicke durch Sengen, Rauben und Morden verheeren, zu entfernen. Durch jene Heirath werde ich von diesen Banditen befreit, und mit Recht kann ich hoffen, daß mich Robert Guiscard gegen die Deutschen beschützen wird, im Fall sie es wagen, mich in Italien anzugreifen!"

„Herrlicher Plan!" rief Donizo voll Bewunderung aus. „Ich wüßte nicht, warum Brazurius ihn nicht zur Ausführung bringen wollte!"

Der Jude beobachtete immer das tiefste Stillschweigen: er schien wie vom Schlage getroffen, und wagte es nicht, die Augen aufzuheben und dem Papste in's Angesicht zu schauen. Dieser springt zornig von seinem Sessel auf, faßt ihn an der Kehle, und ruft: „Willst Du, Sprößling einer verfluchten Race, Deinen Willen dem meinigen entgegen stellen? Sage, ob das unvorsichtige Versprechen, welches Du Deiner Nichte gegeben hast, mehr als der Eid gelten soll, welchen Du mir schwurst, stets treu meinen Absichten zu dienen? Sprich, niederträchtiger, verabscheuungswürdiger Mensch: Wag' es nur, Dich zu widersetzen, und der ewige Rächer soll mich strafen, wenn

ich nicht auf der Stelle Deine verächtliche und treulose Nation in allen Orten vertilge, wo meine Macht als Papst sie treffen kann."

Diese Worte machten auf die Seele Gerhards einen tiefen Eindruck! Es schien ihm, als hätte man ihn gebrandmarkt, als fühle er das brennende Eisen auf seiner nackten Haut. Er sah den unbeugsamen Priester seine Drohungen in Erfüllung bringen. Haß und Rachegefühl glimmten in ihm: erbittert, mußte er sich jedoch verstellen, und schlau antwortete er: „Ich werde gehorchen, buchstäblich Alles thun, was Ihr fordert; aber ich glaubte, daß Ihr die Liebe, die ich für meines Bruders Tochter hege, kenntet, und deshalb hättet Ihr mir wohl mein Zaudern verzeihen können, denn sehr wird Dina über meinen Meineid betrübt sein, schmerzhaft wird sie ihn fühlen, und deshalb war es mir so schwer, ihr diesen harten Schlag zu versetzen. Stets habe ich treu Euren Interessen gedient, habe Euch die schwierigsten Dienste geleistet, die Keiner verrichten konnte, und so glaube ich auch, daß Ihr Eure Drohungen wohl hättet sparen können!"

Gregor, den die scheinbare Unterwürfigkeit des Israeliten besänftigt hatte, suchte ihn zu beruhigen, und sagte, er müsse ihn auch wohl seinerseits kennen, um nicht zu glauben, daß er fähig gewesen sein würde, seine Drohungen

in Erfüllung zu bringen. Dann entwickelte er ihm seinen ganzen Plan gegen Bertha's Geliebten, ohne daß sich Brazurius die geringste Bemerkung erlaubte.

Sicher durch den Schreck, durch den er den Israeliten eingeschüchtert hatte, erwartete Hildebrand die Nacht, um das große Probestück zu wagen, von dessen gutem oder schlechtem Erfolge, wie er sich selbst ausgedrückt hatte, das Schicksal der christlichen Welt abhänge.

Neuntes Kapitel.

Dunkel war die Nacht; nur in der Ferne der Mauern Canossa's bemerkte man die Wachtfeuer der Truppen Kosheims. Langsam öffnete Brazurius zu mitternächtlicher Stunde eine Thüre, entschlossen sein treuloses Vorhaben in Erfüllung zu bringen, und betrachtete einige Zeit das kriegerische Schauspiel, welches sich seinen Blicken darbot. Um jedes Feuer herum standen Krieger in glänzenden Rüstungen, und gingen auf und nieder, welches ihn genugsam überzeugte, daß es äußerst schwierig sei, sich nur tausend Schritte von der Felsenburg zu entfernen, ohne in die Hände des einen oder andern zu gerathen. Nach einiger Zeit entschloß er sich, seinen Schlupfwinkel zu verlassen, und ging schnellen Schrittes auf den nächsten Posten zu. Sobald er sich in dessen Nähe befand, wurde

er von der Schildwache angehalten: Einige bewaffnete Krieger eilten herbei, nahmen ihn gefangen, und führten ihn zu ihrem Befehlshaber. Diesem äußerte er den Wunsch, vor Ulrich geführt zu werden, welchem er wichtige Mittheilungen zu machen habe. Der Ritter, welcher diesen Trupp befehligte, fand solches ganz natürlich; er übergab ihn den andern Posten, und so gelangte er in weniger denn zwanzig Minuten vor den Befehlshaber der kaiserlichen Truppen. Dieser verwunderte sich nicht wenig, daß ein Fremder ihn zu einer so ungelegenen Zeit zu sprechen verlangte; sein Erstaunen vermehrte sich aber, als er in demselben den geheimnißvollen Reisegefährten seiner Geliebten erkannte. Gerhards Gegenwart rief dem Ritter eine Menge Begebenheiten lebhaft in Erinnerung, und erweckte in ihm die nämlichen Gefühle, die ihn, als dieser mit Bertha von der Abtei Fulda abreiste, so heftig erschüttert hatten; sie erstickten in ihm das Mißtrauen, welches er gewiß geschöpft hätte, wenn es ihm bekannt gewesen, daß der Jude Gregors geheimer Agent sei. Solches war bei Ulrich um so natürlicher, weil, seitdem er sich in Italien aufhielt, kein Tag verstrichen war, an welchem er nicht an seine Bertha gedacht hätte, und da er vom Grafen Hellenburg erfahren, daß er sie in Gesellschaft des Juden angetroffen habe, so waren nothwendiger Weise beide in seinem Gedächtnisse eng mit einander

verbunden. Der Empfang, welcher dieserhalb dem Israeliten zu Theil ward, zeigte ihm klar, daß sich Gregor in seinen Muthmaßungen nicht getäuscht hatte, denn Bertha's Name war der erste, den Ulrich aussprach.

„Bertha, edler Herr,“ antwortete ihm der schlaue Brazurius, zufrieden, daß Kosheim das Gespräch auf diesen Gegenstand leitete, und ihm dadurch verwickelte Fragen ersparte, „Bertha schickt mich zu Euch, um...“

„Bertha? Himmel! Sie sendet Euch zu mir?“

„Wir müssen aber allein sein,“ erwiderte Gregors Vertrauter, der die fünf oder sechs Soldaten, die ihn begleitet hatten und am Eingange des Zeltes geblieben waren, nicht zu Zeugen haben wollte. „Diese Leute,“ fügte er hinzu, „könnten wohl Sachen hören, die Ulrich von Kosheim gerne für sich behielte.“

Ulrich befahl den Soldaten, sich zu entfernen, und als sie allein waren, begann der Jude: „Wir haben nicht viel Zeit, und der Erfolg meiner Botschaft wäre gescheitert, wenn ich länger als eine Viertelstunde bei Euch bliebe. Liebt Ihr Bertha genug, um mit mir auf der Stelle nach St. Paolo zu gehen, das von hier nur eine halbe Stunde entfernt ist? Liebt Ihr sie genug, um Euch gleich ihrem Dienste zu weihen? Denn in zwei Stunden wird es vielleicht zu spät sein!“ Große Gefahren vorgebend, suchte also der Jude des Ritters Aufmerk-

samkeit zu fesseln, um ihm nicht Zeit zum Nachdenken zu lassen; er bemerkte auch an dessen entstelltem Gesichte und den convulsivischen Bewegungen seiner Glieder, daß ihm sein Plan vollkommen gelungen war.

„Bertha will mich sehen? mit mir reden? Wo liegt jener Ort? Schnell, führt mich dahin! Aber warum, weshalb, was macht sie dort? Welche Gefahr bedroht sie?"

Diese Fragen verkündigten Gerhard seinen vollständigen Triumph; nie hätte er sich denselben so leicht vorgestellt. Aber er bedachte wohl, daß vielleicht unterwegs der Jüngling einsehen könnte, daß er mit zu viel Uebereilung gehandelt habe, und um dieses zu verhindern, suchte er dessen Angst immer mehr zu vergrößern, indem er ein vermeintes Unglück seiner Geliebten erdichtete; und, um ihn zu bewegen, sich auf der Stelle mit ihm nach St. Paolo zu begeben, sagte er zu ihm: „O wie sehr wird Euch die Unglückliche danken, ihrem Wunsche entsprochen zu haben! Ihr müßt wohl glauben, daß ihre Lage kritisch ist, weil sie einen solchen Schritt bei Euch gewagt hat: sie konnte Euch aber auch keinen größern Beweis ihrer Liebe geben!"

„Kommt, kommt," sagte Ulrich, indem er seinen Mantel umwarf; „ich will meinen Gaul satteln lassen."

„Das ist nicht nöthig, Ihr seht ja auch, daß ich nicht beritten bin; wir müssen, ohne bemerkt zu werden,

dort anlangen, und haben nur eine halbe Stunde zu gehen. In zwei Stunden könnt Ihr wieder hier sein. Jetzt will sie sich nur mit Euch bereden, um den Plan, den sie erdacht hat, in Ausführung zu bringen, und morgen werdet Ihr aller Wahrscheinlichkeit nach sie begleiten müssen."

„Sie will fliehen, fliehen? Und wohin?"

„Diese Frage stellte Ulrich außer dem Zelte auf, denn der junge Mann, hingerissen von den Reden des Juden, folgte ohne Bedenken dessen Führung, überzeugt, daß er bald zurückkehren würde, und so überschritten sie, ohne bemerkt zu werden, die äußere Grenze des Lagers. Sie waren keine zehn Schritte davon entfernt, als sie Jemanden hörten, der sie verfolgte. Schnell wandte sich Ulrich um, und erkannte Erich, denselben, den er in Goslar gebraucht, um Brazurius aufzusuchen, und den er, um ihn zu belohnen, zu seinem Stallmeister ernannt hatte. Dieser hatte sich während der Unterhaltung in dem Zelte Ulrichs befunden, war aber in einer Ecke verborgen gewesen, und hatte das ganze Gespräch der beiden vernommen; er stellte sich schlafend, um seines Herrn Aufmerksamkeit nicht zu erregen. Aber als dieser das Zelt mit dem Juden verlassen hatte, entschloß er sich, ihm nachzueilen und ihn von seinem Vorhaben abzubringen, da er überdies dem Juden nicht traute, und vermuthete, daß er ein Buben-

stück im Schilde führe. Ulrich aber gebot ihm, in sein Zelt zurückzukehren, mit der Versicherung, daß er baldigst zurück sein werde. Jener gehorchte, durch diese Antwort beruhigt, bedauerte aber, seinen Herrn nicht gefragt zu haben, wo er sich hin begebe; denn obgleich beide den Namen St. Paolo mehrere Male ausgesprochen, hatte er ihn doch nicht deutlich vernehmen können.

Ulrich und Gerhard verfolgten nun ihren Weg, und unterhielten sich wie vorhin. „Aber," fragte ersterer, „haben die Soldaten, die Euch begleiteten, nicht gesagt, daß Ihr aus Canossa kämet?"

Gerhard, welcher bemerkte, daß Ulrich dieser Sache nicht gewiß war, leugnete es mit den Worten: „Aus Canossa? Gerechter Gott! Was sollte ich denn da machen? Nein, nein, ich komme gerade von St. Paolo, und nur meine Theilnahme am Schicksale Eurer unglücklichen Geliebten hat mich bewegen können, Euch aufzusuchen."

„Aber Ihr habt mir noch ihr Unglück nicht erzählt, und kaum ist es mir klar, wie sie wissen kann, daß ich mich in dieser Gegend befinde?"

„Ha, es ist nicht schwer, Euch hierüber eine Erklärung zu geben. Seitdem diese Gebirgsgegend von Euren Truppen besetzt ist, weiß man ja hier überall, daß Ihr der Befehlshaber des kaiserlichen Heeres seid; und so haben

wir es auch erfahren. Ich wundere mich, daß Bertha's Lage Euch gänzlich unbekannt geblieben, und daß Ihr nicht einmal wußtet, daß sie so nahe bei Euch ist. Hattet Ihr denn nichts davon erfahren, daß ihr Vater dieselbe, um sie zu vermählen, nach Italien kommen ließ?"

Die Worte des Juden stimmten mit dem, was Ulrich über diese Sache auf dem Schlosse Löbenstein vernommen hatte, gänzlich überein, und schienen ihm ein hinlänglicher Beweis zu sein, daß derselbe ihn nicht zu täuschen suche. Doch, um Alles über diese Heirath zu erfahren, stellte er sich, als ob er nichts davon wisse.

„Wie," sagte der Jude, „das ist Euch unbekannt geblieben, und Jedermann weiß es hier? Ihr Vater wollte sie mit Boemund, dem Sohne Robert Guiscards vermählen, aber der Glanz eines Thrones, der damit verknüpft war, hat dieses schöne Wesen nicht bewegen können, ihm ihre Hand zu reichen. Entschlossen antwortete sie ihrem Vater, daß sie nur die Gemahlin desjenigen werden würde, der ihr Herz besäße!"

„Nun," sagte Ulrich freudig, „wer besitzt denn ihr Herz? Hat sie Jemanden genannt?"

„Sie mußte es wohl; von ihrem Vater dazu gezwungen, und sie nannte Euren Namen!"

„Sie hat mich genannt? Um Gotteswillen, betrügt Ihr mich nicht?"

Gerhard betheuerte, daß er die reine Wahrheit sage. Ulrich fragte ihn noch, ob er nicht wisse, was Bertha von ihm verlange, was ihr Vater nach diesem Geständnisse gesagt habe, ob Ethelbertha bei ihr sei, und wie sich diese bei dem Vorgefallenen benommen habe? Der Israelit beantwortete alle diese Fragen und schmückte die Beschreibung von Bertha's Unglück mit so viel Kunst aus, daß der Ritter selbst nicht einmal die Länge des Weges bemerkte. Mehrere Male drückte sich Ulrich energisch aus; aber sein Zorn hatte keine Grenzen, als er erfuhr, daß Bertha's Vater, in seinem Vorsatze beharrend, die Grausamkeit so weit getrieben habe, das Leben seiner eigenen Tochter zu bedrohen. „Das Ungeheuer, der Unmensch!" wiederholte er beständig; Recht hat sie zu fliehen, und wenn es nicht der Urheber ihrer Tage wäre, so würde dieses Schwert noch heute Nacht sie rächen und von diesem Tiger befreien. Doch wie heißt dieser entsetzliche Mensch? Durch Ethelbertha weiß ich wohl, daß er ein Verbannter ist, immer hat sie mir jedoch seinen Namen verschwiegen: Ihr müßt ihn kennen!"

„Nicht anders als unter dem des Grafen Paolo, den er heute führt," entgegnete der Jude, der gute Gründe hatte, ihm denselben zu verbergen, und daher das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken suchte.

„Da die Verantwortlichkeit Eures Amtes Euch eine

längere Abwesenheit von Canossa nicht gestattet, so glaube ich, daß, nachdem Ihr die Flucht Eurer Geliebten gesichert habt, ihr eine starke Bedeckung von Reiterei mitgeben müßt, bis sie sich gänzlich aus den Gebirgsklüften entfernt hat; ihr Vater könnte sie verfolgen lassen; und Ihr habt ja Waffenknechte genug, um dieses zu thun."

„Tragt keine Sorge, ich werde Bertha schon zu schützen wissen."

„Bst, sprecht leiser und macht kein Geräusch; wir sind vor dem Schlosse, und man darf uns nicht hören. Nirgends Licht? — Dies ist ein Beweis, daß Bertha unsrer harrt. — Kommt unter den ersten Bogen, — gebt mir Eure Hand, — nehmt Euch in Acht, daß Ihr Euch nicht stoßt!" Ulrich giebt ihm seine Rechte und folgt ihm blindlings. Sie steigen zusammen einen engen und steilen Weg hinunter, und befinden sich so im Schloßgraben. Brazurius zieht aus seiner Tasche einen Schlüssel, der zu allen Pforten des Schlosses St. Paolo paßt, nähert sich einer kleinen Thüre, und öffnet solche behutsam, als wenn er gehört zu werden fürchte. „Alles geht gut," sagte er leise. „Vorwärts in diesem dunkeln Gange; gleich kommen wir in einen alten Saal, dort wartet Ihr auf mich, weil ich Bertha von unserer Ankunft benachrichtigen muß."

Ulrich folgt ihm stets ohne Mißtrauen. Der Jude

führt ihn durch den Saal in ein kleines Zimmer. Ein unwillkürlicher Schauder bemächtigt sich des Ritters; er fürchtet einen Verrath, macht einen Schritt, sich zu entfernen, doch eine schwere Thüre schließt sich knarrend hinter ihm. Jetzt erkennt er den Abgrund, in welchen er gestürzt ist, zweifelt nicht mehr an Gerhards Betrug, und durchschaut seine gräßliche Lage. „Ha Bösewicht,“ ruft er aus, vor Wuth schäumend! Doch man antwortet ihm durch ein höhnisches Lachen.

Zehntes Kapitel.

Gerhard Brazurius eilt mit flüchtigen Schritten im Schlosse weiter. Tiefe Ruhe und schwarzes Dunkel umhüllt Alles; die Bewohner St. Paolo's haben sich dem Schlafe übergeben; kein Geräusch im Innern, nur das Bellen der Hunde läßt sich von Zeit zu Zeit vernehmen. Der bedeutende Fang, den er gemacht hat, läßt ihn hoffen, daß derjenige, dem er diese Nachricht überbringen wird, ihm, seinen Schlummer gestört zu haben, gern verzeihen werde.

Wir müssen jetzt dem Leser sagen, daß Bertha's Vater der Herzog von Reginger ist, derselbe, welcher des Kaisers Ehre befleckte, indem er schamlos die Lüge verbreitete, daß auf dessen Geheiß die Herzöge von Schwaben und

Kärnthen hätten ermordet werden sollen. Wie freudig mußte er also einen Mann empfangen, der ihn zum Zweikampfe gefordert und sich den Haß Rudolphs zugezogen hatte, mit dem er, obgleich ein Verbannter, noch immer in freundschaftlichem Verhältnisse lebte. Da er nun sieht, daß Rudolph eine Stufe zum Throne betreten hat, so ist's ihm leicht, seine ehrgeizigen Projekte in Erfüllung zu bringen, und den Schwaben-Herzog zu rächen. Sein persönlicher Haß gegen Ulrich kann schreckliche Folgen haben; er weiß ja, daß Bertha seinetwegen Boemunds Hand ausgeschlagen hat, daß er also die Schuld trägt, daß das Königreich Italien nicht wieder errichtet wird: ein Thron, welchen Reginger als ihm von Rechtswegen zukommend ansieht. Diese Betrachtungen stellte der Israelit an. Im Voraus sah er die Bewunderung und das Erstaunen Regingers. Die Gewissensbisse, welche dieser scheußliche Verrath in ihm erweckte, suchte der Ruchlose zu unterdrücken; denn wohl that es ihm leid, diesen edlen Ritter der Sicherheit Gregors aufgeopfert zu haben, und obgleich er von Grund aus ein Bösewicht war, achtete er dennoch Tapferkeit und Tugend selbst bei seinen Feinden. „Doch," sagte er, um die strafende Stimme seines Gewissens gänzlich verstummen zu machen, „hat er mir denn nicht auch Schaden zugefügt? Ist er es nicht, der Dina's Ruhe störte, sie, die so glücklich lebte, ehe sie ihn

kannte? Hat er nicht ihr Liebespfand verachtet? Schmückt dasselbe nicht jetzt die Stirn ihrer Nebenbuhlerin? Ja gewiß, er ist auch mein Feind, und nimmer wird das Mitleid in meinem Herzen Platz für einen Mann finden, der meine Nichte so tief kränkte! Ihr Glück ist auf immer dahin, und dieses Glück ist das meinige, die heiligen Propheten wissen es."

Während dessen ist er vor dem Gemache des Herzogs angelangt: Er giebt sich zu erkennen, und ein bejahrter Mann öffnet ihm die Thüre. „Ihr sucht den Herzog?" fragte ihn dieser halb schlafend. „Er ist in einem Zimmer des obern Stockwerks; Ihr könnt ihn wohl hören, denn er tobt genug, und ich glaube, Eure Nichte schläft auch nicht. Was sie zusammen gehabt haben, weiß ich nicht. Ihr könnt den Weg schon finden; nehmt diese Laterne."

Das Erstaunen und eine lebhafte Unruhe bemächtigten sich des Israeliten: Er fragte den Diener, was sich denn eigentlich zugetragen habe, die Ruhe des Hausherrn und seiner Nichte zu stören?

„Darum könnt Ihr ihn selbst fragen; ich werde mich wohl hüten, das Maul aufzuthun. Ihr wißt ja, wo er sich gewöhnlich aufhält; ei so laßt mich schlafen, denn ich bin müde und habe keine Lust zu schwatzen." Bei diesen Worten schlug er die Thüre vor ihm zu.

Gerhard entfernte sich und stieg die Treppe hinauf, um von Bertha's Vater die Lösung des Räthsels zu erhalten. Ein kalter Schweiß brach ihm aus, ein tiefer Schauder durchrieselte seine Glieder; es schien ihm, als ob sich etwas Fürchterliches für ihn bereite. Nur mit Mühe langte er vor der Thüre eines Zimmers an, in welchem er den Herzog laut reden und auf und nieder gehen hörte. Das Klirren seiner Sporen erfüllte ihn mit Entsetzen, und jeder seiner Schritte ging ihm durch Mark und Bein. Der Jude ermannte sich aber bald und klopfte heftig an die Thüre. Reginger öffnete sie ihm selbst. Brazurius erschrack bei dessen Anblick. Ein Mann von äußerst widrigem Aussehen saß in einem Sessel am äußersten Ende des Zimmers, und trug das Costüm eines Dieners vom Hause. Beide waren sehr erstaunt, als der Greis hereintrat; es schien selbst, als ob seine Anwesenheit dieselben aus der Fassung gebracht hätte. Der Herzog betrachtete ihn lange, ohne zu reden; Unentschlossenheit und Mißtrauen malten sich in seinen Gesichtszügen. Er war ein Mann vom schönsten Wuchse, kaum vierzig Jahre alt; und schwerlich hätte man ein schöneres Gesicht, als das seinige, finden können. Die Feinheit und Regelmäßigkeit seiner Züge hatten jedoch einen Ausdruck von Härte und Stolz, der ihnen Vieles von ihrer Schönheit nahm. Man erkannte in seinen Zügen einen

übermäßigen Genuß des Lebens, etwas Erschlafftes, das den Mißbrauch seiner Kräfte andeutete. Keiner mehr als der Herzog hatte sich in seiner Jugend allen möglichen Ausschweifungen Preis gegeben; aber seit einiger Zeit änderte er seine Lebensweise. Diese Leidenschaften waren erstickt, aber ein unersättlicher Ehrgeiz hatte ihre Stelle eingenommen, und kam dieser in's Spiel, alsdann wurde er lebendig; er glich einem Wahnsinnigen, dessen Gefühle und Willenskräfte lebhafter und stärker sind, weil sie sich nur in einem einzigen Punkte concentriren. Diese wüthende Leidenschaft hatte die Gefühle seines Herzens abgestumpft, und deshalb betrachtete er auch seine Tochter seit dem Tage mit feindseligen Augen, an welchem sie den ihr von ihm bestimmten Gemahl verweigerte. Aber die heftige Erbitterung, welche ihn erfüllte, als Brazurius vor ihn trat, schien einen andern Grund zu haben. Endlich brach er das Stillschweigen, und fragte diesen mit harten Worten, weshalb er zu ihm gekommen sei? — Der Jude sagte es ihm, und erwähnte die kritische Lage Gregors in Canossa, so wie das Mittel, welches er angewandt hatte, um ihn zu befreien. Er hob die unermeßlichen Vortheile heraus, welche der Herzog aus der Gefangenschaft des feindlichen Befehlshabers ziehen könnte, weil dieser der Geliebte seiner Tochter sei. Kaum hatte er aber hinzu gesetzt, daß er glücklich genug gewesen,

ihn in's Schloß zu locken, als der Herzog mit donnernder Stimme ausrief: „Verwünscht sei die Mutter, die diese Schlangenbrut gebar! Soll ich denn ihrethalben dieses Mittel nicht anwenden können? Ha, sie soll sterben, um ihren Verrath zu sühnen! Ist auf der Oberfläche des ganzen Erdballs ein Mann, dessen Schicksal bedauernswürdiger, als das meinige ist?"

Der Jude, welcher den Sinn dieser Worte nicht verstand, bat den Herzog, sich näher darüber auszusprechen. „Worüber beklagt Ihr Euch, und wen soll Euer Zorn treffen, dessen Ursache ich kaum errathe?"

„Wen? wen?" entgegnete Bertha's Vater, den Juden mit grimmigen Augen ansehend: „Deine Nichte, Verworfener, Deine verwünschte Nichte, die in der vergangenen Nacht die Flucht meiner Tochter bewirkt hat, und mir dadurch die Mittel raubt, die Widerspänstige unter das Joch meiner väterlichen Gewalt zu beugen. Aber ich habe es bei den Gebeinen meiner Ahnen geschworen: theuer wird sie diese Treulosigkeit büßen. Wo ist Dein Gefangener? Derselbe soll ebenfalls erfahren, wie weit der Zorn eines Mannes gehen kann, dem er durch seine scheußliche Liebe einen Thron entrissen hat, dessen Verlust nichts auf der Welt erstatten kann. Infamer Bösewicht, — nun, willst Du antworten, wenn ich mit Dir rede? — Oder muß ich, um zu erfahren, was Du in

Deinem Herzen trägst, es Dir mit meinem Dolche ausreißen, und Deinen Leichnam den Raben Preis geben?"

Dina's Oheim war wie todt. Kaum traute er seinen Ohren; tausend Gefühle ängstigten seine Seele. Er achtete eine Drohung nicht, die ihn nur selbst betraf. Allein die Gefahr seiner Nichte erweckte ihn; er suchte das Ungewitter zu beschwören, welches über ihm schwebte, und da er wohl einsah, daß es vergeblich sein würde, einem solchen Wahnsinnigen zu trotzen, hoffte er, ihn durch Sanftmuth bewegen zu können. Seiner Meinung nach, sagte er, habe Dina in dieser Sache nur die Großmuth ihrer Seele an den Tag gelegt, denn Bertha sei ihre Nebenbuhlerin, wie er es dem Herzoge auch schon früher, als er ihm seine Tochter in Italien zugeführt, offenbart habe. Großmüthig allein habe seine Nichte gehandelt, und indem sie das Leben der Fürstentochter, welches ohne Zweifel in der größten Gefahr schwebte, gerettet, habe sie sich über Alle ihres Gleichen und ihres Geschlechts erhoben.

„Alles recht gut," versetzte Reginger, ihn heftig unterbrechend; „nichts kann aber den Schaden ersetzen, welchen sie dadurch, daß sie die Flucht meiner Tochter begünstigte, meinem Glücke, meinen Interessen, meinem Vermögen, kurz meinem ganzen Dasein verursacht hat. Damals fühlte ich schon, daß durch Kosheims Widersetzlich-

keit alle meine Hoffnungen scheiterten; aber jetzt fühle ich es noch kräftiger, da ich in meinen Händen ein Mittel habe, sie zum Gehorsam zu zwingen."

„Aber wem verdankt Ihr dies Mittel? Habe ich Euch solches nicht mit Gefahr meines eigenen Lebens verschafft? Um Gottes Willen, gnädiger Herr, seid gerecht!"

„Das werde ich sein! Ein Beweis davon ist, daß ich Deiner Nichte vier und zwanzig Stunden Frist bewillige, um Dich für dasjenige, was Du für mich gethan hast, zu belohnen!"

Gerhards Haar sträubte sich vor Entsetzen empor. Nie war ihm der Gedanke beigekommen, daß der Herzog Reginger sein Rachegefühl so weit gegen Dina treiben könnte. „Ihr wollt meine Nichte umkommen lassen?" sagte er mit dem Tone eines Mannes, der nicht mehr weiß, ob er bitten oder drohen soll. „Unmöglich! was für Recht habt Ihr dazu?"

„Was für Recht? Meine Beleidigung, meine Kraft, der Wille, mich zu rächen! Ich dürste nach ihrem Blute! Wärst Du zwei Stunden später gekommen, dann wäre Alles vollendet gewesen. Bruno kann es Dir sagen, ich hatte ihm diesen Auftrag gegeben, und gewiß verrichtet er seine Aufträge gut!"

„Gott Israels, Gott Jacobs!" rief der Jude aus, indem er sich auf die Kniee warf und seine Hände gegen

den Himmel rang; „nie werde ich glauben, daß Ihr ein so scheußliches Verbrechen begehen könnt!“

„Traue dem nicht. Ich habe Dir aber gesagt, daß sie noch bis morgen zu leben hat. Du kannst sie besuchen. Dies gestatte ich Dir deswegen, weil Du mir und Hildebrand ausgezeichnete Dienste geleistet hast! Aber wo ist denn Dein Gefangener?“

Der Israelit war wie vernichtet; er hörte Reginger nicht mehr an, er beantwortete seine Frage nicht. Dieser grausame Mensch wiederholte sie und rüttelte ihn heftig. Schweigend knieete Gerhard wieder, und hob mit thränenden Augen nochmals seine Hände gen Himmel.

„Wo hast Du Deinen Gefangenen gelassen? Antworte, verwünschter Jude! Warte, ich will Dir die Zunge lösen! Bruno, geh und vollführe meine Befehle!“

Diese schrecklichen Worte gaben dem Juden das Bewußtsein wieder. „Um des Himmels Willen, nein!“ schrie er mit dem zerreißenden Tone der Verzweiflung, „laßt mir meine Dina, meinen einzigen Trost auf dieser Erde, die Stütze meiner alten Tage, tödtet sie nicht; sie ist so jung, so tugendhaft! Ihr seid ja kein Ungeheuer, Ihr labt Euch ja nicht an dem Blute der Jungfrauen; Ihr ergötzt Euch nicht an den Thränen der Greise; Ihr seid ja auch Vater, gnädiger Herr!“

„Gerade weil ich es bin, alter Tiger, will ich diejenige

vernichten, die mich meiner Tochter beraubt hat, die mir das einzige Mittel entriß, den Thron meiner Familie zu erheben!"

„Nein, Dina hat dieses nicht verschuldet; Eure Tochter wollte ja Euren Plänen nicht dienen..."

„Schweig! sie hätte es gethan, oder dieser Arm hätte ihrem Widerstande ein Ende gemacht!" Und in den Augen dieses Wahnsinnigen lag ein Ausdruck von Grausamkeit, den man nicht zu schildern vermag.

„Nun," sagte der unglückliche Jude, „diesen Thron, Eure Tochter, Alles werde ich Euch wiedergeben, wenn Ihr mir mein Kind laßt! Nehmt mein Blut, mein Leben, meine Schätze!"

„Du könntest mir den Thron wiedergeben?" rief Bertha's Vater aus, auf dessen Seele dieses Versprechen eine große Wirkung machte. „Ach! vermagst Du es, mir den wieder zu geben, so erhälst Du nicht allein Deine Nichte zurück, sondern ich überhäufe Euch beide noch mit Schätzen und Gunstbezeugungen. Doch nein, Bösewicht, Du täuschest mich! Du kannst nichts für mich thun; meine Tochter allein vermochte mir den Weg dazu zu bahnen, aber die Undankbare hat ihren Geliebten meinem Glücke, meinem Ruhme, Allem, was sie ihren Ahnen schuldig war, vorgezogen, und Deine erbärmliche

Nichte, ich vergeß es nie, hat sie meiner Gewalt entrissen. Aber..."

„Ich schwöre Euch bei den heiligen Propheten, bei Gott dem Allmächtigen zu, daß ich Euch Eure Tochter wieder verschaffen werde," sagte Brazurius zu ihm, indem er sich mit neuer Kraft erhob, welche ihm die Hoffnung, seine Nichte der Gefahr zu entreißen, einflößte. Er betheuerte nochmals dem Herzoge, daß er ihm Bertha zurückführen würde, wenn er ihm die Zeit ließe, ihr nachzusetzen und sie zu erreichen. Lobsprüche und Schmeicheleien wußte er anzuwenden, und erhielt endlich von demselben das Versprechen, daß er Dina's Leben während einer festgesetzten Frist schonen wolle. Diese aber zu bestimmen, entspann sich wiederum ein heftiger Zwiespalt. Reginger wollte ihm nur vierzehn Tage bewilligen, während er zwei Monate forderte: er wollte durch eine zu kurze Frist Dina's Leben nicht gefährden, und um eine so schwierige Aufgabe zu lösen, konnte er wohl so viel Zeit nöthig haben. Nach langem Streiten bewilligte ihm endlich der Herzog sechs Wochen, und außerdem eine Bedeckung von zwanzig Mann, worauf ihn Brazurius bat, diesen den Befehl zu ertheilen, sich mit dem jungen Tage zum Aufbruche bereit zu halten, und ihm zu erlauben, die Nacht bei seiner Nichte zuzubringen. Letzteres gestattete ihm Reginger nur, nachdem er ihm gesagt hatte,

wo sich der eingesperrte Ritter Kosheim befand. Dann verließ der Herzog das Zimmer, um sich zu dem Gefangenen zu begeben, nachdem er bewaffnete Leute genug mitgenommen hatte, diesem jeglichen Widerstand unmöglich zu machen. Zu gleicher Zeit befahl er Bruno, den Juden zu seiner Nichte zu führen, mit dem ausdrücklichen Befehle, beide keinen Augenblick aus den Augen zu lassen.

Eilftes Kapitel.

Mit seinem Führer steigt der Jude eine sehr steile Treppe hinauf, welche in der Mitte eines zum Schlosse gehörenden Thurmes sich erhebt, und gelangt so in einen langen Gang, der in der breiten Mauer angebracht zu sein scheint. Kleine Fenster mit eisernen Gittern gestatten, in der Ferne die Wachtfeuer des vor Canossa lagernden Heeres wahrzunehmen. Der rauhe Wind, welcher mit Gewalt in diese Oeffnungen eindringt, pfeipft heftig, so daß abergläubische Gemüther diese kreischenden Töne für das Aechzen der Todtenseelen halten könnten, welche unbeerdigt und ungesühnt herumirren. Brazurius, dessen bleiches Antlitz von Zeit zu Zeit durch das schwache Licht der Laterne, die sein Führer vor ihm her trägt, beleuchtet wird, scheint selbst einer dieser unglücklichen Schatten zu sein, welche Satan in das Reich der Finsterniß mit sich

fortreißt. — In Hinsicht der Züge und des Charakters konnte Regingers Knecht diesen Vergleich rechtfertigen! Es war einer von jenen niedrigen und schmutzigen Seelen, welche ganz der thierischen Sinnlichkeit sich ergeben haben; welche nur so viel Verstand besitzen, als ihnen ihr Interesse einflößt, aber durch ihre wilden Neigungen und verderbten Sitten die schwärzesten Verbrechen, den scheußlichsten Verrath der Tugend vorziehen. Dieser Bösewicht — wie könnte man ihn anders nennen? — war in der Zeit des Sachsenkrieges von Otto von Nordheim gedungen worden, den Kaiser zu ermorden; durch besondere Zufälle aber hatte er dieses Vorhaben nicht ausführen können und wurde in einen Kerker geworfen. Gewiß wäre seine Hinrichtung erfolgt, wenn nicht Otto, das Geständniß dieses Meuchelmörders fürchtend, dessen Flucht begünstigt hätte. Letztere traf mit der des Herzogs Reginger zusammen, und Bruno, der diesem Fürsten seine Dienste angeboten, war ihm nach Italien gefolgt. Schwerlich hätte der Herzog einen würdigern Vertrauten, ein willigeres Werkzeug finden können, denn er war stets bereit, der Wuth und dem Ehrgeize seines Herrn zu dienen und ihm auf der Stelle zu gehorchen, wenn er irgend eine Schandthat befahl. Für das letzte Verbrechen jedoch fühlte dieses Ungeheuer eine Art von Abscheu, welche ihm nicht gewöhnlich war. Er hatte seine Gefangene nicht

ungestraft anblicken können; ihre Schönheit, ihre Reize hatten in ihm keine Liebe erweckt, jedoch wollüstige Triebe, die er um jeden Preis befriedigen wollte. Schon die ersten Tage, als die schöne Jüdin in St. Paolo angekommen war, hatte er sie mit lüsternen Augen betrachtet, und nur die Achtung, welche er der Gefährtin der Tochter seines Herrn schuldig war, hatte ihn von niedrigen Zumuthungen zurückgehalten; aber diese Rücksicht war von dem Tage an verschwunden, wo Reginger seine Tochter und Dina mit Kälte und Strenge behandelte. Laut schenkte er dem Rachegefühle des Fürsten seinen Beifall; er hatte diesem sogar den Rath gegeben, Ethelbertha vergiften zu lassen, um durch ihren Tod seine Tochter besser zum Gehorsam zwingen zu können; Ethelbertha aber, eine Schandthat ahnend, war geflohen, und hatte ihren Zögling in einem benachbarten Orte erwartet.

Bruno beabsichtigte durch die Vollführung der ihm von Reginger befohlnen Verbrechen, denselben gänzlich von sich abhängig zu machen, und so glaubte er, daß dieser ihm Dina, über welche er jedoch kein Recht hatte, als Gattin bewilligen würde. Es lag ihm viel daran, seinen Plan in Ausführung zu bringen, weil er wußte, daß der Jude sehr reich war, und er als Gemahl von dessen Nichte auf eine große Mitgift rechnen konnte, die ihm alsdann gestattete, die übrigen Tage seines Lebens

als großer Herr auf einem Landgute zuzubringen. Seine dummen Ansichten stellten ihm dies als sehr leicht vor. Er meinte, Brazurius sei Regingers Leibeigner gewesen, und müsse sich als Israelit sehr geschmeichelt fühlen, wenn ein katholischer Christ mit ihm in eine Verbindung träte. Bertha's Flucht aber hatte seine Pläne zerstört, und durch den grausamen Befehl seines Herrn, Dina auf die Seite zu schaffen, war er gänzlich verwirrt. Er wußte noch nicht, wie er diese Mordthat, ohne seine Interessen zu gefährden, ausführen sollte; die Hoffnung seines zukünftigen Glücks war dahin, aber seine sinnlichen Triebe tobten noch und mußten befriedigt sein. Dina, dachte er, wird gewiß gern durch ihre Hingebung den schrecklichen Augenblick verspäten, den ich ihr herbeiführen soll, denn was kann diesem Mädchen an ihrer Unschuld gelegen sein, ihr, die am Rande des Grabes steht? Den Tag zuvor schon hatte er auf das armselige Schlachtopfer sonderbare Blicke geworfen, Blicke, welche der Unglücklichen ihre schreckliche Lage zeigen mußten, da ihr das Uebrige ihres zukünftigen Schicksals schon bekannt war.

Bruno dachte über alles dieses nach, während er den Israeliten zu seiner Nichte führte. Als sie ungefähr die Hälfte des Ganges durchschritten hatten, faßte er den Juden beim Arme, führte ihn vor eine offene Thüre und sagte ihm mit der Vertraulichkeit, welche Leuten

von niedere'm Stande so gewöhnlich ist: „Hört, Vetter Brazurius, ich will Euch ein Wörtchen sagen, nur ein Wörtchen!“ Ein fürchterlicher Windstoß brauste in diesem Augenblicke durch die Oeffnung, und hätte fast das Licht verlöscht. Die Thüre, vor welcher sie standen, führte zu einem Altane. Sie betraten denselben, und Bruno nahte sich mit Brazurius der Brüstung, welche jenen umgab, zündete einen Docht an, warf denselben darüber hinweg und sagte: „Nun seht, wo er hinfallen wird.“ Der Jude neigte sich und folgte mit den Augen dem Falle des brennenden Dochtes, der nach einer Pause sich in einem Wasser auslöschte, welches den Rand der Mauer bespülte. Die Höhe war ungefähr sechszig Fuß, und zitternd fragte Brazurius seinen Führer, was dieser Versuch bedeuten solle? Ein höhnisches Lächeln war seine Antwort; bald aber erkannte der unglückliche Oheim Dina's das Vorhaben dieses Unmenschen, als dieser ihm die Frage vorlegte, ob er wohl meine, daß derjenige, welcher in eine solche Tiefe hinabgestürzt werde, dieselbe glücklich erreichen könne?

„Unglücklicher!“ entgegnete Gerhard, „willst Du damit sagen, daß meine Nichte dieser Tod erwartet?“

„Dieser Tod oder etwas Aehnliches,“ antwortete der scheußliche Bruno, seine Worte mit einem Lächeln begleitend, welches seine teuflische Freude zu erkennen gab. Hierauf kehrte er zur Pforte zurück, durch welche

er herein gekommen war, zufrieden mit der Wirkung, welche dieser Spaß auf den Oheim seiner Gefangenen gemacht hatte. „Scheusal! Unmensch!“ sagte der Jude zu ihm, „Du wirst gewiß die Grausamkeit nicht haben, eine solche Schandthat zu begehen!“

Bruno lachte ihm in's Gesicht und versetzte: „Ein Sprung von sechszig Fuß in einen Teich von zwanzig muß ein herrliches Schauspiel gewähren; ich habe schon manchen gesehen, der diesem nicht gleicht, aber ich hoffe...“

Brazurius schwieg vor Schrecken und Entsetzen: er warf auf den Tiger einen wüthenden Blick, und würde ihn erdrosselt haben, wenn er stark genug dazu gewesen wäre; doch hätte er auch thun können, wie seine Verzweiflung ihm eingab, so würde er dadurch nur den Tod seiner Nichte beschleunigt haben; denn gewiß hätte Reginger den seines Dieners nicht ungestraft gelassen.

Sie waren vor dem Kerker der unglücklichen Gefährtin Bertha's angelangt. Diese stieß beim Anblicke ihres Oheims einen Freudenschrei aus und warf sich in seine Arme, glaubend, daß er gekommen sei, sie zu befreien; aber seine Thränen, sein Schluchzen benahmen ihr bald diese Hoffnung.

„Theure Dina!“

„Theurer Oheim!“

Dieses waren die einzigen Worte, welche sie hervor-

zubringen vermochten. Bruno, welcher die Lampe der Gefangenen angezündet hatte, betrachtete am Eingange des düstern Kerkers mit gekreuzten Armen und trocknen Augen diese herzzerreißende Scene. Ein Wilder wäre gerührt worden, aber eine Eisrinde umgab das Herz dieses Bösewichts, dem alles menschliche Gefühl fremd war. Dina, welche ihn bemerkt hatte, verbarg sich von Neuem in die Arme ihres Oheims und sagte: „Um Gottes willen rettet mich vor diesem gräßlichen Menschen!“ Einige Worte, welche sie dem Greise zuflüsterte, erklärten diesem den Grund des Abscheues, welchen Bruno dem jungen Mädchen einflößte.

Diese Mittheilung gab dem Juden Stoff zum Nachdenken; er schien ein Mittel gefunden zu haben, die Unglückliche zu retten. Mehreremals betrachtete er dieses reizende Bild weiblicher Anmuth und die gräßliche, abschreckende Gestalt ihres Wärters, aber ach! ein trüber Gedanke beschlich seine Seele, neue Gefahren für seine theure Dina zeigten sich ihm offenbar für die ganze Zeit seiner nothwendigen Trennung. „Unvorsichtiges Mädchen!“ sagte er zu ihr, indem er auf einen Stein sank, den einzigen Sessel, worauf die Unglückliche ihr mattes Haupt konnte ruhen lassen. Diese war vor ihm auf die Kniee gesunken und kehrte ihrem Henker den Rücken zu, um dessen lüsternen Blicken auszuweichen. „Was hast Du gethan! Welche

Unglücksquellen hat uns Deine thörichte Großmuth für Deine Nebenbuhlerin eröffnet!"

Die schöne Jüdin suchte sich zu rechtfertigen. Sie gab als Beweggrund ihres Betragens die stets zunehmende Verzweiflung Bertha's an; sie schilderte Gerhard die Gefahren, welchen dieselbe ausgesetzt gewesen sei: sie wiederholte die Drohungen ihres entarteten Vaters, der sie, — wenn sie darauf bestände, den Sohn Robert Guiscards ferner als Gatten zu verweigern, — lebendig begraben lassen wollte!

„Und warum ließest Du sie sich nicht mit dem lebendigen Teufel vermählen, ehe Du Dich dem Zorne ihres Vaters aussetztest? Warum bist Du denn nicht mit ihr geflohen? Wäre denn auf diesem Wege mehr Gefahr für Dich gewesen, als in diesem verruchten Schlosse, in den Klauen jener Henker?"

Dina antwortete, sie habe ihn erwartet und geglaubt, daß er bald zu ihr kommen würde; nie hätte sie sich aber vorgestellt, daß Reginger sie als eine Leibeigne behandeln, noch weniger, daß er ihr das Leben entreißen würde, welches jetzt sein Entschluß sei. Letzteres sei ihr durch ihn selbst kund gethan, und sie solle sich daher zum Tode vorbereiten, denn in wenig Tagen würde ihr Leben zu Ende und seine Rache befriedigt sein. „Mein ganzes Wesen schaudert bei diesem entsetzlichen Gedanken," fügte

sie hinzu: „Jedesmal, wenn ich Geräusch höre, glaube ich meinen Mörder zu vernehmen. Mein Leben schwebt in beständiger Todesgefahr, und mein einziger Trost ist, Bertha aus den Händen des Blutmenschen gerettet zu haben, den ihr einst der Himmel in seinem Zorne zum Vater gab. Sagt ihr, wenn Ihr sie je wiederseht, daß mein letztes Gebet für ihr Glück gewesen sei, daß ich sterbend den Wunsch geäußert, sie möge sich mit dem Manne vermählen, der mich so unglücklich gemacht habe." Thränen rollten bei diesen Worten über die Wangen dieser zarten und tugendhaften Jungfrau!

„Ach!" sagte Brazurius, „sie werden sich vermählen, wenn sie es können; doch das geht uns jetzt nichts an! Um Alles in der Welt wollte ich dieses Unglückskind nicht in Deutschland aufgesucht haben, denn ihr Vater zollt mir für alle gehabte Mühe, für Alles, was ich für ihn that, nur Undank! Daß der Zorn des Gottes Israels mich zerschmettere, wenn ich nicht lieber unter den Trümmern dieser Räuberhöhle begraben sein möchte, als dem Reginger seine Tochter zugeführt haben. Aber welchen Weg hat denn Bertha eingeschlagen? Wo können sie sein?"

„Sie kehren nach dem Schlosse Löbenstein zurück," erwiderte die Jüdin. „Doch wozu diese Frage?" setzte sie hinzu, denn sie faßte plötzlich den Gedanken, daß ihr Oheim wohl die Absicht haben könnte, Bertha nachzusetzen.

Eine Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht, als sie vernahm, daß dieses in der That seine Absicht war, und daß er sie nur vor der Wuth Regingers retten könne, wenn er ihm seine Tochter zurückführe!

„Laßt meinem Schicksale freien Lauf: der Tod wird mir leicht sein. Ich sollte meine Rettung dem schrecklichen Loose verdanken, welches Bertha in dieser Mördergrube erwartet, wenn Ihr grausam genug wäret, sie ihrem Vater zu überliefern?"

„Thörichte, was gedenkst Du! Ich sage Dir, daß ich sie ihm lebendig oder todt überliefern werde!" entgegnete der Greis. „Du weißt nicht, daß dieser Tiger, den Du dort siehst, mir das Grab gezeigt hat, welches Dich verschlingen wird, wenn ich unglücklich genug bin, mein Vorhaben nicht auszuführen. Du weißt nicht, daß sie Dich in den Graben werfen werden, der diese entsetzlichen Mauern benetzt."

Ein satanisches Grinsen, dem Geheul eines wilden Thieres eher als einer menschlichen Stimme ähnlich, erschreckte beide in diesem Augenblicke und erfüllte ihre Seele mit Grausen. Sie wandten sich zitternd um; es war der scheußliche Bruno, der über die Qualen seines Schlachtopfers im Voraus jauchzte.

„Ja, siehst Du dieses Ungeheuer, dem der Himmel selbst ein menschliches Aussehen versagte? Er ist es, der

Dich von jener Höhe in die Tiefe stürzen soll, und der schon jetzt über Deine Schmerzen frohlockt."

Dina verbarg ihr Angesicht in dem Schooße ihres Oheims. Sie schluchzte und ächzte; Thränen erstickten ihre Stimme; nur mit vieler Mühe stammelte sie die Worte: „Nein, nein, ich will es nicht!" und sank ohnmächtig zu Boden. Brazurius glaubte, sie sei todt; sein Blut wallte in seinen Adern, die Wuth der Verzweiflung bemächtigte sich seiner; er schien den Verstand verloren zu haben. Wild und verstört rollten seine Augen in ihren Höhlen, krampfhaft zuckten seine Arme; er war bereit sich auf Bruno zu stürzen, da er sich mit einem Dolche bewaffnet hatte, als Dina wieder ein Zeichen des Lebens von sich gab. Er beeilte sich, ihr zu Hülfe zu kommen, und in kurzer Zeit öffnete sie die Augen, sah ihn flehend an und sprach mit halb erstickter Stimme: „Er wird sie tödten, er wird sie umbringen, denn ich kenne Bertha's Charakter so gut wie die Grausamkeit ihres Vaters. Ich betheure es, daß sie, selbst unter dem Beile des Henkers, nie einen andern Gatten, als den Ritter von Kosheim, wählen wird!"

„Und ich betheure das Gegentheil," erwiderte Brazurius lebhaft; „ich schwöre es, daß sie ihrem Vater unbedingt gehorchen wird!"

„Nein, nein," sagte Dina, „dieses täuscht mich

nicht! Ich soll es Euch zulassen, Bertha zurückzuführen? Nein, nein, ich gestatte es nicht!"

„Aber wenn ich Dir den Beweis gebe, würdest Du mir dann das einzige Mittel entreißen, welches mir jetzt noch übrig bleibt, Dich zu retten?"

Dina, betroffen, sann einen Augenblick nach; kurz darauf kamen sie überein, daß, wenn Bertha, ohne ihr Leben zu gefährden, sich dem Willen ihres Vaters unterwerfen wollte, und er ihr dieses betheuerte, sie sich nicht für Regingers Tochter aufopfern würde; das könne aber nur in dem Falle geschehen, daß sich diese entschlösse, freiwillig mit ihm zurückzukehren. Vorerst müsse er ihr indeß seinen ganzen Plan entdecken.

„Wohlan," sagte Brazurius, der um Alles in der Welt dieser Mittheilung gern überhoben gewesen wäre, „ich schwöre es Dir bei Israel und Salomo, deren Zeugniß ich nur im Nothfalle anrufe; bei der Mutter, die Dich gebar, daß Bertha's Leben nicht gefährdet ist. Sie wird vernünftig sein und ihres Vaters Willen zuvorkommen. Das Mittel, welches dieser anwenden wird, kann ich Dir jetzt nicht sagen. Hast Du denn nicht Zutrauen genug zu mir, um meinen Worten Glauben beizumessen?"

Dina sann von Neuem nach. Der Verdacht eines angezettelten Complotts ward in ihr rege und flößte ihr

Mißtrauen ein. Sie wollte ihn beschwören, ihr nichts zu verbergen, als ein für die Augen einer Geliebten schreckliches Schauspiel ihr die Wahrheit offenbarte, woraus Brazurius ihr ein Geheimniß zu machen schien. Plötzlich leuchtet der Hof vom Glanze mehrerer Fackeln; die eisernen Gitter, welche sich vor dem Fenster des Kerkers befinden, werden dadurch geröthet; eilig stürzt sich Dina an dasselbe und sieht von mehr als zwanzig Kriegern umringt, von denen einige verwundet sind, Ulrich mit entblößtem Haupte, blutend und entwaffnet. Es sind Regingers Waffenknechte: sie haben den Helden ergriffen, der ihnen heftig widerstanden, sie schleppen ihn vielleicht vor ihren blutgierigen Herrn, oder in den Kerker, worin er schmachten soll. Bei diesem Anblicke stößt Dina einen Schrei aus, aber die Theilnehmer dieser blutigen Scene verschwinden und Finsterniß erfüllt von Neuem den Hof. Es scheint ihr, als habe ihr Oheim Reginger den Ritter überliefert, der Canossa belagerte, und schaudernd ruft sie aus: „Ach! Ihr habt ihn verrathen!"

Eine Todesstille folgte diesen Worten; der Verbrecher war wie darnieder geschmettert. „Jetzt sehe ich es," fuhr sie fort, „die Tage des Helden sind für Euren Freund Bürge des Gehorsams seiner Tochter! O ja, Ihr habt Recht, sie wird gehorchen!"

Diese Worte waren ein bittrer Vorwurf für den Greis,

der, um diesen Verrath zu begehen, nur der eisernen Nothwendigkeit nachgegeben hatte. Er bot Alles auf, ihre Achtung wieder zu gewinnen, die ihm bei Dina für immer verloren schien. Deshalb hielt er es für Pflicht, ihr Alles zu gestehen, und begann: „Die kritische Lage allein, in der sich Gregor in Canossa befand, ist schuld, daß ich es that; wüthend hat er mich dazu gezwungen. Er allein hat diesen teuflischen Plan geschmiedet, ich nicht! Konnte ich mich seinen Befehlen, den fürchterlichen Drohungen widersetzen, die er gegen mich aussprach? Ha, hätten diese Drohungen nur mich allein getroffen, so würde ich den Muth gehabt haben, ihnen zu trotzen; aber auf ganz Israel fiel die Schuld meines Widerstandes. Dieser stolze Despot hätte unsere ganze Nation vertilgt, sie wären unter den blutigen Edicten, die er über sie hätte ergehen lassen, vernichtet worden. Sollte ich nun, einen Fremden zu retten, unsere Brüder und Dich selbst den Dolchen der Schwärmer Preis geben, welche schon seit langer Zeit unsern Untergang geschworen? In dieser dringenden Noth mußte ich den Befehlen Gregors gehorchen; meine Weigerung konnte unserer Nation verderblich sein! Dieser Gregor, durch den meine Hand schon so viele geheime Verbrechen begangen, dem dieser Kopf schon in so manchen Fällen gedient hat; Gregor, den ich als ein ehrgeiziges und

grausames Ungeheuer kenne, aber den ich als den größten Mann seiner Zeit bewundere; dieser Papst, sage ich, der zu gleicher Zeit Altäre und ein Blutgerüst verdient, wird auch gewiß seine Versprechungen gegen mich erfüllen! Theure Dina! befrage Dein eignes Herz, Deine Tugend, Dein Gewissen: ihre Stimmen werden sich vereinigen und Dir zurufen, daß Dein unglücklicher Oheim, den Du jetzt verfluchst, nie Deiner Achtung würdiger war, als in dem Augenblicke, wo er die Schandthat, den Verrath beging, den Du ihm mit so viel Härte vorwirfst."

Die Rechtfertigung, der belebte Ton dieses seltsamen Mannes, dessen Thränen übrigens seine Reue an den Tag legten, machten auf das Herz der großmüthigen und gefühlvollen Jüdin einen so tiefen Eindruck, daß sie sich von Neuem in seine Arme warf, in welchen sie lange seufzte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Als sie wieder zu reden vermochte, sagte sie zu ihm: „Ja, theurer Oheim, Ihr habt als Israelit und Mensch gehandelt! Ihr habt das Leben Eurer Brüder durch ein nothwendiges Verbrechen gerettet, das Ihr aber um jeden Preis wieder gut machen müßt! Doch bei alle dem glaube ich fest, daß Gregor Euch täuscht; alle die glänzenden Versprechungen, die er Euch jetzt macht, wird er nimmermehr halten! Eure Pflicht gebietet Euch jetzt, mit ihm zu brechen, um Ulrich zu retten; Ihr habt ihn

betrogen und hinterlistig gefangen; Ihr müßt ihn auch befreien!"

Gerhard gelobte es; da aber der Tag anbrach, umarmte er seine Nichte, und versprach ihr, so schnell als möglich diese Sache zu vollenden. Darauf wandte er sich zu Bruno mit folgenden Worten: „Du weißt, was ich mit Deinem Herrn abgesprochen; wenn Du Deine Gefangene achtest, so werde ich Dich über Deine Hoffnungen belohnen; wenn ich im Gegentheil aber vernehme, daß Du sie schlecht behandelt hast, so werde ich Dich mit dem Tode der Verräther bestrafen, ohne daß eine Macht auf Erden mächtig genug sein wird, Dich zu retten! Dieses schwöre ich Dir, so wahr Gott im Himmel ist! Du hast mich verstanden, laß uns gehen!" Mit diesen Worten warf er ihm einen mit Gold gefüllten Beutel vor die Füße und entfernte sich eilig von diesem traurigen Schauplatze.

Zwölftes Kapitel.

Die ganze Bevölkerung Deutschlands stand unter den Waffen; blutroth brannte die Fackel des Bürgerkrieges. Kaum hatte sich der Kaiser zum Kampfe gerüstet und Germaniens Boden betreten, als von allen Seiten Haufen von Baiern und Böhmen herbeiströmten, und sein

Heer vergrößerten. Eine alte Wunde brach wiederum auf, und man kämpfte mit fürchterlicher Wuth. Viele Feinde Heinrichs, von altem deutschem Freimuthe beseelt, versöhnten sich mit ihm und ergriffen für denselben die Waffen, um Deutschlands Unabhängigkeit gegen die fremde Unterdrückung zu vertheidigen. Mit mächtigen Kriegsschaaren rückte er jetzt gegen Rudolph, der damals Sigmaringen belagerte; aber der Schwabenherzog, sobald er dieses erfuhr, beeilte sich, die Belagerung aufzuheben und sich nach Sachsen zurückzuziehen. Nun drang Heinrich in das Herz der Staaten dieses Rebellen und bedrohte Alles mit seinen wohlgerüsteten Kriegern. Während er die Thürme und ragenden Zinnen mit unwiderstehlicher Gewalt und furchtbarem Ungestüme angreift, toben andere gegen die Mauern und werfen sie um; nichts hält sie mehr auf; vor ihrem Anlaufe brechen die Thore zusammen, und auf den eroberten Städten weht das kaiserliche Banner. Triumphirend zieht er in Ulm ein, um seinen Kriegern einige Ruhe zu verschaffen, und nimmt in dieser Stadt den Kaiserschmuck wieder an.

Rudolph aber hatte einmal das Schwert gezogen und die Scheide weggeworfen. Vom Reichstage zum Kaiser erkohren, wollte er sich als solchen behaupten. Er reiste, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, von Erfurt nach Merseburg ab, wo die mächtigsten der sächsischen Fürsten

sich vereinigt hatten. Hier stellte er ihnen Gregors Betragen vor, der durch die Freisprechung Heinrichs vom Banne vielleicht den Beschluß des Reichstags nicht anerkennen und seine Wahl als nichtig erklären könnte. Um deshalb den Papst zu zwingen, sich darüber auszusprechen, sei es seinem Gutdünken nach durchaus nothwendig, augenblicklich kräftige Maßregeln zu ergreifen. Er selbst habe schon Erklärungen von ihm gefordert, doch seien ihm nur ausweichende Antworten gegeben worden, mit denen er sich nicht begnügen wolle. Seiner Meinung nach müsse man aber erst über den Kaiser einige Vortheile erringen, um Gregor über den Ausgang des Kampfes sicher zu stellen; denn wenn der Kaiser weiter vordränge und sie mit siegreichen Truppen bekämpfte, alsdann sei Alles verloren. Man müsse ihm deshalb ein mächtiges Heer geben, um sich Heinrich entgegen zu stellen, denn bis jetzt sei dieses unmöglich gewesen.

Sobald ihm daher ein Heer zu Gebote stand, ging er dem Kaiser entgegen, der gegen den Neckar anrückte. Dieser hatte seine Truppen getheilt und war schwächer als sein Gegner, verhinderte ihn aber dennoch, den Fluß zu überschreiten.

Man kämpfte von neun Uhr Morgens bis tief in die Nacht hinein, und die Schlacht endete mit einer Unterhandlung der beiden Gegenkaiser. Heinrich hatte nur

darein gewilligt, weil man ihm gesagt, Rudolph sei gesonnen, sich mit ihm zu vergleichen und auszusöhnen; aber kaum waren sie zusammen getroffen, als er bemerkte, daß man sich über die friedlichen Gesinnungen seines Schwagers getäuscht hatte, und daß dieser mit der größten Hartnäckigkeit auf seinem Rechte zum deutschen Throne beharrte. Er stützte seine vermeinten Ansprüche auf den Grundsatz, daß, da die Krone in Deutschland nur auf freier Wahl beruhe, sie ihm von Rechtswegen zukomme, da ihn der Reichstag zu Forchheim zum deutschen Kaiser ernannt habe.

„In Wahrheit?" sagte Heinrich. „Was bin ich denn? Euer unterthänigster Diener vielleicht?"

„Ihr seid," entgegnete Rudolph, „was Ihr früher waret, ehe man Euch zum Kaiser ernannte. Ueberdies hat der Reichstag das Recht, einen Kaiser zu entsetzen, der auf deutschen Boden Unfrieden säet! Wie behandelt Ihr das Land seit Eurer Rückkehr aus Italien? Ihr verwüstet es durch Feuer und Schwert! In welchen Zustand habt Ihr denn mein Herzogthum Schwaben versetzt?"

„In einen solchen, wie Ihr es verdient," erwiderte der Kaiser, indem er sich drei Mal auf die Brust schlug: „mea culpa, mea culpa, maxima mea culpa." —

„Und was thatet Ihr in Kärnthen, wo Ihr mehr als hundert Klöster plündertet und in Brand stecktet?"

„Gleichfalls wahr: ich leugne es nicht und will wiederum mea culpa sagen, damit Ihr mir den Ablaß meiner Sünden ertheilt! Doch das merkt Euch, Pflichtvergessener: wenn ich den Krieg fortsetzen muß, um Euch zum Gehorsam zu zwingen, dann wird es Euren Freunden, den Mönchen und Pfaffen, übel ergehen. Ich habe seit einiger Zeit bemerkt, daß Ihr diesem Gesindel hold seid; gut, mir kann es gleich sein; ich sage Euch aber, daß die Eichen nicht Aeste genug haben werden, diese Taugenichtse daran aufzuknüpfen. Ihre Nester werde ich so reinigen und vertilgen, daß in ganz Deutschland hundert Meilen im Umkreise ein Reisender keinen von diesen Schlupfwinkeln der Faullenzerei und der menschlichen Erbärmlichkeit antrifft. Merkt Euch dieses, das sagt Euch Euer Kaiser, und damit Gott befohlen. Ihr seid entlassen!"

Also hatte die Unterredung der beiden Gegenkaiser nur ihre Erbitterung gegen einander vermehrt. Sie schlossen jedoch kurz darauf einen Waffenstillstand, während welches jeder von ihnen Gesandte nach Rom schickte, wohin Gregor zurückgekehrt war. Die Armee, welche Canossa bedrängte, hatte sich zerstreut, da ihr Oberbefehlshaber plötzlich verschwunden war.

Rudolphs Gesandte sollten besonders dem Papste die Größe des Fehlers zeigen, den er durch die Freisprechung Heinrichs vom Banne begangen habe. Warum wäre er

nicht zur Entscheidung auf einen Reichs- und Kirchentag nach Deutschland gekommen? Habe er nicht durch seine Schwachheit dem Kaiser Mittel an die Hand gegeben, feindlich gegen ihn aufzutreten, Mittel, welche ihm immer gefehlt haben würden, so lange der Bannfluch auf ihm gelastet? Stände ihm jetzt nicht Alles zu Gebote? Mangele es ihm an Geld, an Truppen? Welchen Gebrauch mache er von seinen Hülfsquellen?

Dieses waren ungefähr die Gründe, welche man dem Papste vorlegte. Gregor, der dem Uebel abhelfen wollte, war schon bereit, von Neuem den Bannstrahl über Heinrich zu schleudern, that es jedoch nicht gleich, sondern gab Rudolphs Gesandten eine ausweichende Antwort. Diese schlugen ihm vor, in Deutschland einen allgemeinen Reichstag zu bestimmen, wohin er sich jedenfalls begeben müsse; und sollte Rudolph seinerseits dort nicht erscheinen können, so wolle er Bischöfe dahin senden. Was den Urtheilsspruch selbst anbeträfe, so unterwerfe er sich demselben unbedingt.

Heinrichs Gesandte hatten nur den Auftrag, Hildebrand in des Kaisers Namen zu sagen, daß er, wenn derselbe Legaten nach Deutschland zu schicken beabsichtige, diesen vollkommene Sicherheit verspräche. Dieses war ihre ganze Botschaft.

Die Feindseligkeiten fingen bald darauf wieder an, und

als die Legaten den deutschen Boden betreten hatten, verbot ihnen Heinrich, eher in der Sitzung zu erscheinen, als bis sie Rudolph für einen Usurpator und Vaterlandsverräther erklärt hätten. Diese heiligen Personen hüteten sich auch wohl, sich dem Wunsche des Kaisers zu widersetzen, indem sie befürchteten, als Opfer ihres Widerstandes zu fallen. Jedoch thaten sie Rudolph nicht in den Bann, weil sich der Sieg noch stets für ihn erklären konnte.

So verhielten sich die Sachen, als bedeutende Verstärkungen aus Italien zum kaiserlichen Heere stießen. Dieser Umstand erfreute den Kaiser sehr, denn er war entschlossen, seinen Gegner, der sich in einer vortheilhaften Stellung verschanzt hatte, von Neuem anzugreifen. Dieser hielt nämlich die Wege nach Sachsen versperrt, und es war ihm sehr daran gelegen, sich in dieser Stellung zu behaupten, weil er aus Sachsen Pferde, Geld und Mannschaften nach Belieben zog. Gab man nun demselben die Zeit, sich in der obengenannten Stellung vollends zu befestigen, so war es ihm leicht, zu jeder Zeit seinen Verlust wieder gut zu machen.

Unter den italienischen Befehlshabern befanden sich mehrere, die unter Kosheims Befehlen gegen Canossa gedient hatten, und Heinrich befragte sie über den Grund, weshalb man die Belagerung dieser Stadt aufgehoben

habe. Sie antworteten, daß das plötzliche Verschwinden des Oberbefehlshabers, Ulrichs von Kosheim, die einzige Ursache davon gewesen sei, und einer von ihnen, welcher sich bei dem Edelknappen Ulrichs erkundigt hatte, sagte dem Kaiser: derselbe habe ihm gestanden, daß bei Nacht ein Fremder zu Ulrich gekommen sei, daß sie sich lange Zeit mit einander unterredet und endlich zusammen aus dem Lager entfernt hätten. „Was uns aber am mehrsten auffiel," setzte er hinzu, „ist sein späteres Geständniß, daß jener Fremde kein anderer, als der Jude Brazurius gewesen sei, Gregors geheimer Agent, wie solches Eurer Majestät nicht unbekannt ist."

Diese Worte machten auf den Kaiser einen sehr *übeln* Eindruck; Mißtrauen keimte in seiner Seele auf, und selbst die Treue, welche ihm Ulrich früher bewiesen hatte, konnte dasselbe nicht entfernen. Er wurde *heftig* gegen Kosheim erbittert, und dies um so mehr, weil Gregor zur Zeit seines Verschwindens ebenfalls aus Canossa weggekommen war. Dieser Umstand führte den Kaiser auf den Gedanken, Ulrich habe sich vom Papste bestechen lassen. Sein Zorn kannte keine Grenzen, ja er wollte ihn sogar in die Reichsacht erklären, als Hellenburg in sein Zelt eintrat. „Nun," sagte er zu Eberhard, „schöne Neuigkeiten, die ich von Eurem Freunde Kosheim erhalte, und wenn ich meinem Zorne folgte, so würde ich

augenblicklich seinen Schild durch Henkershand zerbrechen lassen. Er verläßt den wichtigen Posten, der ihm anvertraut war, verschwindet plötzlich und läßt nichts mehr von sich hören. Dies soll er jedoch nur auf Anstiften eines Bösewichts gethan haben, welchen wir zur Zeit seiner Umtriebe in Goslar besser an den Galgen hätten hängen lassen!" Hierauf setzte der Kaiser den Grafen von alle dem in Kenntniß, was ihm der italienische Befehlshaber von Kosheims Verrath überbracht hatte. Hellenburg war stumm vor Erstaunen und Verwunderung: Er konnte nicht begreifen, daß ein Mann, dessen Treue erprobt, der zu jeder Zeit das Schwert für seinen Gebieter gezogen und die unwidersprechlichsten Beweise seiner Anhänglichkeit gegen denselben an den Tag gelegt hatte, in einen Verrath habe einwilligen können. Doch sei dieses denn bestimmt erwiesen? Könnten denn nicht seine Feinde, um ihn beim Kaiser zu schaden, eine Lüge geschmiedet haben? Da er die heftige Leidenschaft Ulrichs für Bertha kannte, und auch wohl wußte, daß Brazurius in dieser Intrigue verwickelt war, so zweifelte er nicht im Geringsten an der Wahrheit des ganzen Vorfalls, besonders als er erfuhr, daß derselbe mit dem Juden das Lager verlassen habe. Er schrieb indessen Ulrichs Benehmen mehr einer Unvorsichtigkeit, als einem Verrathe zu, und bat den Kaiser, einen Mann nicht mit zu großer Eile zu

verurtheilen, der doch früher mit standhafter Treue seinem Herrn und Gebieter ergeben war.

„Ich weiß Alles,“ erwiederte Heinrich, „schon im Voraus, was Ihr mir zu Gunsten des Ritters sagen könnt; nie habe ich sein kriegerisches Verdienst vergessen, und gerade weil ich ihn schätze, schmerzt mich sein jetziges Betragen nur desto mehr. Von einem solchen Manne erwartete ich nur glänzende Thaten, Thaten, welche mit seinem Ehrgefühle übereinstimmten, und er ist in meinen Augen um so viel strafbarer, da er mich zu einer Zeit verrieth, wo ich mein ganzes Zutrauen in ihn setzte, und ihm einen so hohen Posten übertrug.“

„Wenn er zugegen wäre,“ bemerkte der Graf, „würde es ihm vielleicht nicht schwerfallen, Eurer Majestät zu beweisen, daß er stets Eures Zutrauens würdig war. Was kann man überhaupt Näheres wissen? Wo sind Gründe?“

„Gründe? Findet welche die sein Betragen entschuldigen! Nichts auf der Welt hätte ihn bewegen sollen, sich aus dem Lager zu entfernen. Er mußte Canossa berennen, erstürmen, und in einen Schutthaufen verwandeln, oder vor den Mauern dieser Stadt fallen. Wäre er am Tage einer Schlacht zum Feinde übergegangen, so hätte er mir nicht so viel Schaden zugefügt, wie jetzt. Auf sein Verschwinden folgt Gregors Entweichung. Ihr

kennt meine Gründe, weshalb ich mich seiner bemächtigen wollte! Kosheim waren sie ebenfalls nicht unbekannt, und deshalb kann ich ihm nie verzeihen. Genug davon, meine Meinung über diese Sache steht fest; ich erkläre ihn des Hochverraths für schuldig, und die Gesetze des Kaiserreichs werden es entscheiden. Ich bin Kaiser, habe nie vergessen was ich Deutschlands Ehre schuldig war, verlange also das Nämliche von meinen Unterthanen, und da Kosheim seine Pflichten vergaß, seinen Namen als Ritter befleckte, so möge denn auch in Gottes Namen ein Reichsgericht in dieser Sache richten und sein Urtheil fällen.“

Diese letzten Worte schmetterten den Grafen nieder, des Kaisers Entschluß schien ihm unwiderruflich fest zu stehen, allein seine Liebe zu Ulrich und sein Charakter gestatteten ihm nicht, seine Meinung in dieser Sache seinem Gebieter zu verbergen. Der Kaiser schien ihm undankbar gegen einen Helden zu sein, der für ihn sein Leben tausendmal auf's Spiel gesetzt hatte. War es denn nicht Kosheim gewesen, der gegen Fürsten auftrat, dieselben in die Schranken rief, den Schwaben-Herzog Rudolph zum Zweikampf forderte, um des Kaisers Ehre zu retten? Hielt er ihn denn wirklich einer Schandthat fähig? „Derselbe Krieger, den Ihr des Hochverraths beschuldigt, ist vielleicht nur das Schlachtopfer einer feind-

lichen List, und Eure Majestät will ihn unter der Last eines so schweren Verbrechers der Gerechtigkeit überliefern? Wie werden dieses Deutschlands Ritter aufnehmen? Werden sie Euch nicht der Undankbarkeit beschuldigen? Werden sie nicht sagen, daß Ihr die erste Gelegenheit, die sich Euch darbot, benutzet, um Euch von demjenigen zu befreien, dessen Dienste Euch belästigten?"

„Eberhard," rief der Kaiser aus, „Ihr beleidigt mich! Ihr vergeßt die Achtung, die Ihr mir schuldig seid. Ich würde Euch auf der Stelle bestrafen, wenn nicht der Grund zu Eurer Verwegenheit dieselbe entschuldigte!"

„Der Grund liegt in der Sorge für Euern Ruhm!"

„Ueberlaßt diese Sorge mir selbst. Doch ich tadle Euch nicht, daß Ihr Kosheim vertheidigt, obschon Ihr ungerecht in Euren Schlüssen seid. Ich bedaure, daß er strafbar ist, meine Meinung spreche ich frei aus, Keiner kann mir dieses widerstreiten, am wenigsten Ihr, der mich so lange kennt. Das Verbrechen aber, welches er begangen, ist der Art, daß ich ihn nicht retten kann, ohne von Seiten der Großen und des Heeres den Vorwurf zu erleiden, die Gerechtigkeit des Kaiserreichs meiner persönlichen Stellung unterworfen zu haben. Jedermann glaubte schon, daß dieser Krieg durch Gregors Festnehmung beendigt sein würde, und man hatte Recht, weil ein Krieger vom größten Verdienste ihn in der Felsen-

burg belagerte. Nun ist aber diese Hoffnung verschwunden, und welches Urtheil fällte man über den Befehlshaber meines Heeres? Verrath, Bestechung, hieß es allenthalben! Im Anfange war es nur ein Gerücht, jetzt bestätigt sich diese Nachricht durch die Ankunft der italienischen Truppen. Ich liebe Kosheim, diese Gerechtigkeit laßt mir wiederfahren. Er muß und soll sich vor den Augen der Welt vertheidigen, und Keiner wird zufriedner sein als ich, wenn seine Unschuld anerkannt ist."

Bei diesen Worten reichte der Kaiser dem Grafen Hellenburg seine Hand, welche dieser an seine Lippen drückte; dann entfernte er sich, um freier über das Betragen des unvorsichtigen Ritters nachdenken zu können.

Dreizehntes Kapitel.

Den Tag darauf wurde dem Heere der Befehl ertheilt, um zwei Uhr in der Frühe aufzubrechen, um noch vor Tages Anbruch das feindliche Lager angreifen zu können. In aller Stille setzte man sich in Bewegung, und langte eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang bei Mellrichstadt an der Streu an, wo Rudolph die Bergspitzen besetzt und sich gehörig verschanzt hatte. Aber als der

Morgen die Gegenstände zu sehen gestattete, fand man, daß die Gräben, mit starkem Bollwerke versehen, das Lager vor jedem Angriff sicherten, und daß man es nur mit wenigem Vortheil angreifen könne. Heinrich erkannte sogleich, daß der kriegerische Geist Otto's von Nordheim das Schicksal dieses Heeres beschützte. Dieser geschickte Feldherr befand sich in dem Lager des Usurpators, wo seine Fahne glänzend im Sonnenschein, im Mittelpunkte auf einer Höhe flatterte. Nicht weit davon bemerkte man unbewegliche Massen von Kriegern, mit schneeweißen leuchtenden Rüstungen bedeckt, nur ein Zeichen ihrer Anführer erwartend, um den Tod in die feindlichen Reihen zu schleudern. Hier und da sah man den Dampf einiger Wachfeuer, Beweises genug, daß auch selbst ein nächtlicher Ueberfall nichts genutzt hätte, denn Ordnung und Wachsamkeit waren allenthalben beobachtet.

Diese Bemerkung machte der Kaiser vor den vorzüglichsten Anführern seines Heeres. „Man kann schließen," sagte er, „daß, wenn wir auch selbst in mitternächtlicher Stunde hier angelangt wären, wir schwerlich diese Leute hätten täuschen können. Es scheint mir, als schliefen sie stehend unter den Waffen; man muß Nordheims Klugheit daran erkennen. Er allein nur kann die rohen Sachsen unter einer solchen Mannszucht beugen! Wie viel können denn eigentlich ihrer sein?

Wenn ich nach der Aufstellung ihres Lagers urtheile, scheint es mir, daß sie ungefähr dreißig Tausend Mann zählen können."

„Zehn Tausend mehr, Ew. Majestät," erwiederte Eberhard, der sich selten in solchen Berechnungen irrte!

„Nun, Vierzig Tausend. Mehr oder weniger thut zu der Sache nichts. Leute, wie wir, brauchen nur den Feind und seine Stellung in's Auge zu fassen, unsere Schwerter müssen alsdann Kopf oder Herz treffen!"

„Ew. Majestät werden verzeihen, daß ich heute nicht Ihrer Ansicht bin! Es ist beinahe unmöglich, den Feind aus seiner festen Stellung zu vertreiben. Auf welche Art sollen wir das Lager berennen? Von allen Seiten ist es stark vertheidigt, und von der Stellung aus, wo Otto's Banner weht, stehen starke Rotten von Bogenschützen, deren Geschosse uns niederzischen und unsern Anprall zurückstoßen können!"

„Alles dieses habe ich berechnet," entgegnete der Kaiser, „aber es bleibt uns nichts übrig, als unsre Krone auf das Glücksspiel einer Schlacht zu setzen, und jedenfalls müssen wir siegen! Ist dieses der Fall, dann wehe den Verräthern! Vorwärts, siegen oder sterben!"

Auf diese Worte sprangen Ritter und Große davon, jeder um seinen Posten zu behaupten. Der kühne Muth des Monarchen theilt sich mit einem Male, gleich einem

elektrischen Schlage dem ganzen Heere mit: Dasselbe ist klein, aber begeistert und entschlossen, Alles zu wagen. Nichts schreckt diese Helden. Die Hörner erschallen, und mit furchtbarem Ungestüm und voller Ungeduld wirft sich das Fußvolk auf's feindliche Lager. Da regnet es Pfeile und Steine auf die Häupter der Stürmenden. „Zum Sturm! zum Sturm!" erschallt es von allen Seiten; die kaiserliche Fahne weht vor ihnen, und obschon ihr Angriff zurückgestoßen wird, dringen sie dennoch vor. Wohl sinkt hier und da ein edler Ritter, ein tapfrer Krieger; aus vielen Wunden blutend kämpft man fort. Die Reiterei erhält den Befehl, vorzudringen, als man eben eine Brücke gebrochen und in's Lager selbst eingedrungen ist; doch von Rudolphs Seiten sprengt auch Reiterei heran und beide Haufen gerathen aneinander. Hartnäckig währt der Kampf fort, man schlägt sich beiderseits mit der äußersten Wuth; der eine will sein Lager behaupten, der andere sucht ihn daraus zu vertreiben. Der Kaiser, allenthalben zugegen, streut den Tod in die feindlichen Schaaren. — Da erhebt sich plötzlich eine Staubwolke hinter den kaiserlichen Truppen, sie rückt näher, und man sieht einen Haufen Ritter und Edelknechte, alle mit geschlossenem Visir. An der Spitze ein Ritter mit schwarzer Rüstung und feuerrothem Helmbusch, ein Banner von derselben Farbe, und ein goldenes Schwert

blinkt an seiner Seite. Dieser Haufen fliegt vor dem Kaiser vorbei, und der Anführer ruft ihm die Worte zu: „Im Glück, so wie im Unglück stets Dir treu!“ Im nämlichen Augenblick eine Wendung nehmend, fällt er dem Feinde in die Flanken, und richtet ein furchtbares Blutbad an, doch von feindlicher Seite wirft sich ihm gleichfalls ein Ritter entgegen. Er widersteht diesem Angriff, und mit einem wüthenden Schlage seiner Streitaxt, raubt er ihm die Rechte, und versetzt ihm einen Schlag auf den Kopf, der ihn zu Boden wirft. Die Reiterei des Usurpators wird zersprengt, allenthalben sieht man Pferde ohne Reiter herumirren, die Wahlstatt ist mit Leichen bedeckt, und die Kaiserlichen erheben ein Siegesgeschrei. Jedoch zu früh!

Durch die Ankunft des fremden Ritters hatte zwar die Reiterei einige Vortheile errungen, das Fußvolk aber nicht, denn dessen Reihen wurden durch die von den Bergen rollenden Felsenstücke sehr gelichtet. Da ließ der Kaiser einen Haufen flinker Bergbewohner vorrücken. Sie näherten sich behutsam den Bollwerken, erkletterten dieselben, das Haupt mit ihren Schilden bedeckend, um sich vor den Pfeilen zu schützen, die auf sie von dieser Seite her geschossen wurden. In einem Augenblick ist das Lager überschwemmt und nun erst beginnt der Kampf auf allen Punkten. Das Bollwerk wird erstürmt und

mehrere Fahnen erobert, da eilt Rudolph herbei, ermuntert die Seinigen, mit gutem Beispiele vorangehend. Mit blutbefleckten Armen, mit bloßem Schwerte kämpft er an der Spitze seiner Krieger; der Kaiser seinerseits thut dasselbe, zwei Pferde sinken unter ihm nieder, Eberhard giebt ihm das seinige und er wirft sich wieder in den dicksten Haufen der Feinde. Was kümmert ihn der Tod? er muß siegen!

Man stritt bis in die Nacht hinein, und nur diese machte dem Kampfe ein Ende. Der Kaiser ließ zuerst zum Rückzug blasen, denn er sah, daß der Hügel, wo Otto's von Nordheim Fahnen wehten, sich allenthalben mit Feuern krönte: er befürchtete einen nächtlichen Ueberfall und zog es vor, seinen Gegnern das Schlachtfeld zu überlassen. Der Kampf war unentschieden geblieben, denn der Verlust war auf beiden Seiten gleich, und gewiß würde der Kaiser gesiegt haben, hätte nicht Rudolph so viele persönliche Tapferkeit an den Tag gelegt.

Der morgende Tag zeigt den beiden Anführern ihre unermeßlichen Verluste; an tausend Wunden bluten ihre Krieger; viele Tapfere sind in beiden Heeren gefallen, weil man mit gleicher Wuth gekämpft hatte! Der Herzog von Reginger ist unter den Todten: er war erst den Tag vorher auf Rudolphs Geheiß angelangt, und hatte den Befehl über die Reiterei des linken Flügels über-

nommen. Wessen Hand aber hatte ihn zu Boden gestreckt? Wer war der kühne Ritter, durch dessen Tapferkeit die Reiterei der Rebellen zersprengt wurde? Der Kaiser wollte ihn zu sich rufen lassen, als dieser in sein Zelt trat. „Gnade für einen Pflichtvergessenen!“ rief er aus, indem er sich demselben zu Füßen warf und das Visir seines Helmes öffnete.

„Ulrich von Kosheim?“ rief der Kaiser erstaunt aus, „wie, Ihr? Weshalb verließt Ihr Kanossa?“

„Die Liebe allein, Ew. Majestät ... Ein Verrath ... Meuchelmord von Seiten Regingers ... Gefangenschaft ...“

„Ihr mußtet vor Canossa sterben!“

Bei diesen Worten stürzte der Graf Eberhard, neugierig, den schwarzen Ritter zu kennen, in's Zelt, blickte ihn einen Augenblick an, hob ihn vom Boden auf, und drückte ihn fest an sein Herz! Nein, nie habt Ihr den Kaiser verrathen! Euer Betragen am gestrigen Tage zeugt für Eure Unschuld: nur denjenigen, dem Ihr gestern den Todesstreich versetztet, mit einem Worte, Euern Erzfeind, konnte man Verräther nennen! Man hielt ihn für todt; doch war er nur schwer verwundet, und starb erst heute Morgen, wie es mir ein Ueberläufer vom Heere Rudolphs mitgetheilt hat. Als er sterbend seine blutende Rechte betrachtete, hob er sie gen Himmel, und rief mit erstick-

ter Stimme aus: „Das ist die Hand, mit der ich Heinrich Treue schwur!“ Dieses, Kaiser, ist ein Urtheil Gottes und erfordert Kosheims Freisprechung.“

Heinrich, einen Augenblick stutzend, war tiefbewegt und erschüttert: er betrachtete Ulrich einige Minuten, da rollten Thränen von seinen Wangen herab und er schloß den Grafen in seine Arme. Ich verzeihe Euch, Kosheim, und gedenke Eurer gestrigen Worte: „Im Glücke, wie im Unglück stets Dir treu!“

„Dieses schwöre ich Euch bei meinem Schwerte,“ erwiederte Ulrich, doch ist mein Fehler noch nicht gesühnt, und ich werde Ew. Majestät nächstens zeigen, daß ich Ihrer Achtung stets würdig war und würdig bleiben werde!“

„Aber,“ entgegnete der Kaiser, „erzählt mir den ganzen Vorfall.“

„Ich saß allein,“ begann Kosheim, „ruhig in meinem Zelte. Da trat die teuflische Gestalt Brazurius herein, und lockte mich in die Falle: Bertha ist Regingers Tochter, wie Ihr wißt, ich liebe sie, und wollte sie ihrem grausamen Vater entreißen. Da gerieth ich durch den schändlichsten Verrath in dessen Gefangenschaft; er wollte mich vor sich führen lassen, und schickte zwölf seiner Waffenknechte, um mich zu knebeln und in Banden zu schlagen. Da ich meines Schwertes nicht beraubt war, leistete ich heftigen Widerstand, mußte jedoch ihrer

Anzahl unterliegen, und blutend und erschöpft wurde ich vor ihn geschleppt. Ich sank zu Boden und verlor das Bewußtsein. Doch wo öffneten sich meine Augen? In einem Kerker, auf feuchtem Strohlager; neben einem Manne von gräßlichem Aussehen. Ich forderte ihm einen Trunk Wasser ab, und als er mir denselben reichte, sah ich, daß sein Auge feucht war. Ich fragte nach seinen Namen, und erfuhr, daß er sich Bruno nenne und mich retten wolle! „Schweigt nur, sagte er, vertraut auf Gott, der dem Sünder verzeiht und den Gerechten belohnt.“ Lange war ich verblendet, war Regingers Helfershelfer und Mitschuldiger seiner blutigen Handlungen. Aber es ist vollbracht. Als ich Euch vor diesem Unmenschen sah, war ich entschlossen, mich zu bekehren und Euch zu retten. Dina, Gerhards Tochter, welche Ihr wohl kennt, ist hier; in einer Stunde müßt Ihr beide fort, Reginger hat Euern Tod geschworen, und in diesem Augenblicke ist er zu Gregor nach Canossa gereist; wir haben daher keine Zeit zu verlieren.“ Als ich ihn bat, Dina rufen zu lassen, sagte er: „Ihr müßt verbunden werden. Versprecht mir aber ruhig zu sein, alsdann soll sie dieses verrichten, da ich einige Anordnungen treffen muß.“ Dina erschien kurz darauf; ich wollte mit ihr reden, sie schwieg aber, und da sie alles Nöthige zum Verbinden meiner Wunden hatte, beeilte sie sich dieses zu thun.“

„Bruno kehrte bald wieder zurück, alle Anstalten zur Abreise waren getroffen, und von beiden unterstützt, langte ich außerhalb des Schlosses an, wo uns drei Pferde erwarteten. Wir bestiegen dieselben; ich nur mit vieler Mühe. Unsere Reise ging nun langsam vorwärts, jedoch am Morgen waren wir in einem Dorfe angelangt, wo eine Schwester Bruno's wohnte. Er empfahl uns derselben, legte einen schweren Beutel Gold auf den Tisch und entfernte sich schweigend. Einige Augenblicke darauf war er verschwunden, und nur später erfuhren wir, daß er sich in ein Kloster zurückgezogen habe."

„Junge Taugenichtse werden alte Betbrüder," sagte Eberhard; „ich habe gehört, daß dieser Bruno früher ein lebendiger Teufel war."

„Als ich völlig wieder hergestellt war, begab ich mich nach Mailand, wo ich dem Juden Brazurius begegnete. Nur auf Dina's Bitten verschonte ich denselben, er gelobte mir aber, sich von allen Geschäften zurückzuziehen, und fern von Europa mit seiner Nichte sein Leben zu beendigen. Wir trennten uns; Dina trauerte tief über diese Scheidung und versicherte, mich ewig zu lieben, selbst wenn wir uns nie wieder sähen. Bertha hatte aber dieses schöne Mädchen aus meinem Herzen verscheucht, und ich fühle nur Achtung, keine Liebe für Dina."

„Ich riß mich fort von dem Schauplatze inniger

Rührung und schmerzhafter Trennung, und reiste nach Deutschland. Unterwegs sammelte ich mir zwei Tausend Reiter, mit denen ich auf dem Schlachtfelde erschien, und erfuhr auch, daß Reginger unter Rudolphs Fahnen geeilt sei. Da entbrannte in meinem Herzen das Rachegefühl, ein Rachegefühl, welches nur in seinem Blute erlöschte. Das übrige wißt Ihr."

Der Kaiser reichte Kosheim die Hand: „Ich habe verziehen und vergessen," sagte er, „jetzt aber acht' ich Euch und gebe Euch meine ganze Freundschaft wieder. Reginger ist gefallen, auch Gregors Jude ist von Gott gezüchtigt, und Rudolph wird seiner Strafe nicht entgehen. Seinen Sturz werden die Völker als Gottes sichtbares Gericht betrachten; das Werk der Rettung werden dieselben als eine Gnade des Allmächtigen preisen, der an dem entarteten Menschengeschlechte die Sünden der Väter heimsucht."

Ulrich drückte des Kaisers Hand an seine Lippen, und entfernte sich nebst Hellenburg.

Vierzehntes Kapitel.

Nach diesem Treffen befahl der Kaiser schleunigst einen Rückmarsch nach Franken, wo er neue Truppen heben wollte. Allenthalben ließ er das Gerücht verbreiten, daß

er mit geringen Streitkräften dem Rudolph dreimal so viel Leute getödtet habe. Seine Absicht war, Rudolph nach Franken zu locken und ihn alsdann auf flachem Felde anzugreifen. Man reiste ab. Hellenburg aber war der Meinung, man solle die Zeit benutzen, um in Mainz oder anderwärts eine neue Versammlung von Bischöfen zu halten, und einen Papst an Gregors Statt zu ernennen. Dieses sei von der höchsten Wichtigkeit, denn in Deutschland und Italien könnte man glauben, daß er sich fürchte, Hildebrand zu entsetzen, welcher, so lange er auf dem päpstlichen Stuhl bliebe, stets feindlich gegen ihn auftreten würde. Dieses höre aber von dem Augenblicke an auf, wenn man einen Andern auf den päpstlichen Thron erhoben hätte. Als nun Heinrich ihm sagte, daß er Keinen wüßte, der diesen hohen Platz versehen könne, da bezeichnete ihm Hellenburg den Erzkanzler. Was die Fähigkeiten anbetreffe, so wisse er, sei es schwer, einen Fähigern finden zu können, und überdies hätte er schon Proben genug von seiner Anhänglichkeit für den Kaiser gegeben, als daß man ihm einen Andern vorziehen dürfe. Wenn auch einerseits diese Wahl Gegner in Italien finden könne, so müßte sie auch andrerseits viele Partheigänger erhalten, und welcher Vortheil wäre es alsdann nicht, dem Gregor große Hindernisse in den Weg zu legen? Seine Intriguen in Deutschland wür-

den alsdann ein Ende haben, und sollte es dann dem neuen Papste nicht gelingen, wenn er mit einem kleinen Heere über die Alpen ginge, seine Herrschaft im Kirchenstaate zu begründen, und mit Hülfe der Prälaten von des Kaisers Parthei und dem Feinde Hildebrands den Eingang nach Rom zu erzwingen?

Der Kaiser fand diese Gründe gut und versprach, Eberhards Vorschlag zu befolgen. Wirklich berief er auch, nachdem er in Mainz angekommen war, alle Bischöfe des Kaiserreichs zu einem Kirchentage, um Gregor VII. abzusetzen und den Erzbischof Guibert von Ravenna unter dem Namen Clemens III. zum Papst auszurufen. Aber der schlechte Ausgang der Schlacht wirkte auch hier auf die Gemüther, und es ward ihm unmöglich, mehr als neunzehn Bischöfe dort zu vereinigen. Rudolph hatte allenthalben das Gerücht verbreitet, er habe den Kaiser in der letzten Schlacht vollständig geschlagen, und der Clerus, der diesen Vorfall zur Richtschnur seiner Handlungen nahm, war auch vorsichtig genug, sich nicht gleich gegen Hildebrand auszusprechen. Die wenigen Prälaten, welche auf dem Kirchentage zu Mainz erschienen, haßten den Papst zu sehr, um nicht an dieser Handlung Theil zu nehmen; denn nie würde sich Gregor wieder mit denselben ausgesöhnt haben. Da aber die Versammlung nicht vollständig war, wurde nichts darin beschlossen,

und der Kaiser hob die Sitzung auf. Derselbe gerieth sehr darüber in Verlegenheit, die Absetzung des Papstes nicht durchsetzen zu können, und es gereuete ihn, den Versuch angestellt zu haben. „Gregor,“ sagte er zu Eberhard, „wird jetzt große Vortheile aus dem Mißlingen meiner Unternehmung ziehen, und mit mehr Bosheit gegen mich auftreten.“

„Das will nichts sagen,“ entgegnete Eberhard; „dieser Versuch ist mißlungen, doch bleibt denn das Recht Eurer Majestät nicht dasselbe? Ist er Euer Herrscher geworden, weil vielleicht einige feigherzige Priester befürchteten, sich bei diesen erbärmlichen Rebellen zu compromittiren? Wollt Ihr aber eine vollzählige Versammlung von Bischofsmützen haben, so will ich Euch einen Rath geben! Schickt in ihre Bisthümer Kriegsleute, und laßt sie auf der Prälaten Kosten zehren. Bei meiner Rittertreue! Nie werdet Ihr eine vollständigere Versammlung gesehen haben. Damit aber keiner den Vorwurf angebe, von Rudolph gestört zu werden, so muß Eure Majestät eine vom Kriegstheater entfernte Stadt wählen: Brixen in Tyrol zum Beispiel wäre dazu geeignet, und gewährt den doppelten Vortheil, wegen ihrer geringen Entfernung von Italien, Guibert zu gestatten, sich unmittelbar nach seiner Ernennung in die Lombardei zu werfen und sein Recht geltend zu machen.“

„Nun," sagte Heinrich, „thut wie Ihr wollt, ich willige in Alles ein!" Eberhard, entzückt, küßte ihm die Hand, und lief voller Freuden zum Erzkanzler, welchem er beim Hineintreten den Titel „Ihre Heiligkeit" beilegte.

Während aber Heinrich sich mit der Absetzung Gregors beschäftigte, erhob dieser stolz das Haupt, und sich auf die ihm vom Himmel verliehene Gewalt stützend, verfügte er über das Scepter Germaniens. Nachdem ihm Rudolph die Nachricht seiner vermeintlichen Reise zugesandt hatte, erklärte sich Hildebrand offen für den Usurpator, und sandte ihm eine Krone, worauf die stolze Inschrift stand:

Petrus dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.

(Kraft göttlichen Rechts, gab St. Petrus die Krone dem Rudolph.)

Er wollte dadurch kund geben, daß Rudolph das deutsche Reich nur als Lehn vom päpstlichen Stuhl habe.

Europa betrachtete diesen Machtschluß der päpstlichen Gewalt mit weniger Furcht, als Erstaunen. Die Civilisation war noch sehr zurück, um die Folge eines solchen Eingriffs in die Kriegsmacht zu begreifen; aber Deutschland ward während mehreren Jahrhunderten der Schauplatz blutiger Kriege, und die Partheien ließen in diesen

Kämpfen ihren Zorn auf die Besiegten mit scheußlicher Grausamkeit freien Lauf.

Der Kaiser hatte Mühe, frische Truppen zu sammeln: die Vasallen, welche durch seine treuen Freunde in ihren Lehnsgütern ausgehoben werden sollten, entschuldigten sich unter verschiedenem Vorwande, daß sie dem Aufrufe ihres Herrn nicht gnügen könnten. „Weshalb,“ sagten die Einen, „sollen wir unsere Felder und Arbeiten verlassen, um eine verlorene Sache zu vertheidigen?“

„Der ist nicht mehr Kaiser,“ sagten die Andern. „Diejenigen, welche ihm früher noch treu waren, haben ihn jetzt verlassen.“

„Wir wollen nicht sagen, daß der, welchen der Papst zu seinem Stellvertreter erkohr, besser sei als er; aber seine Heiligkeit hat ihn ernannt, und es wäre eine grobe Sünde, die Waffen gegen ihn zu ergreifen.“

In dieser schwierigen Lage ließen jedoch Heinrich und Eberhard den Muth nicht sinken. Sie sandten mehrere dem Interesse ihres Herrn ergebene Ritter zu den verschiedenen Prälaten, und zeigten ihnen die Nothwendigkeit, des Kaisers Rechte zu unterstützen. Den einen schilderte man die Gräuelscenen Deutschlands, den Andern malte man die schrecklichen Folgen ihrer Zukunft, wenn Gregors Absolutismus triumphirte.

Ulrich von Kosheim begab sich zum Erzbischof von

Bremen, Bomarus, welcher dem Gregor einige Erkenntlichkeit schuldig zu sein schien, weil dieser seine Wahl bestätigt hatte. Er suchte ihn für den Kaiser zu gewinnen, und stellte ihm den Hochverrath des Papstes gegen diesen vor.

„Was Ihr mir da sagt,“ entgegnete der Erzbischof, „ist entsetzlich, und ich behaupte nicht, daß er mit Recht dem Fürsten Rudolph die Krone schenken konnte, obgleich er als Oberhaupt der Kirche Vieles vermag.“

Kosheim, der dem Gregor seit seiner Entweichung aus Canossa einen fürchterlichen Haß zugeschworen hatte, und nicht leiden konnte, daß man ihm das geringste Recht anerkannte, unterbrach ihn mit den Worten: „Wer hat Euch zum Bischof ernannt?“

„Ohnstreitig der Kaiser, dem ich mein ganzes Leben hindurch dafür erkenntlich sein, und nie in meinen Gebeten vergessen werde! Aber Se. Heiligkeit hat meine Wahl bestätigt.“

„Und wenn Se. Heiligkeit es nicht gethan hätte, sagt es mir frei, würdet Ihr diese Stelle niedergelegt haben?“

Bomarius stutzte, und wußte nicht darauf zu antworten, worauf Kosheim hinzusetzte: „Da nun der Kaiser Euch zum Bischof ernannt hat, werdet Ihr ihm mit Undank zollen? Und dieses zu einer Zeit, wo er

Eure Dienste als Geistlicher und als Unterthan in Anspruch nimmt? Glaubt sicher, daß die Absetzung des Papstes bald kein Geheimniß mehr sein wird, der Kaiser will seine Freunde kennen, also seht, was Ihr zu thun habt, ob Ihr in Brixen erscheinen wollt.“ Bei diesen Worten grüßte er den Prälaten, und entfernte sich.

Nachdem der Kaiser das Resultat seiner Unterhandlungen mit den Prälaten erfahren, schlug er den Weg nach Brixen ein, in welcher Stadt er vierzehn Tage nachher eintraf. Dort erschien auch Guibert mit einem zahlreichen Gefolge, welches ihn auf seiner Reise nach Italien begleiten sollte. Drei bis vier Tausend gut bewaffneter Krieger, welche Kosheim angeworben hatte, sammelten sich in den Gebirgen. Heinrich gab diesem den Befehl, sich an die Spitze dieser Schaar zu stellen, welche aller Vermuthung nach, sich in Italien verstärken würde.

Nachdem alle diese Anordnungen getroffen waren, vereinigte man sich endlich, um an Gregor die Strafe zu vollziehen, welche er sich durch seinen Stolz zugezogen hatte. Dreißig Prälaten und eine beträchtliche Menge der ausgezeichnetsten Großen Deutschlands und Italiens, sprachen stürmend seine Absetzung aus. Sie gründeten ihren Entschluß auf den Mißbrauch seiner Gewalt; sie erklärten ihn des Hochverraths an ihrem Herrn schuldig,

und bestimmten, daß nur der Kaiser und der deutsche Landtag vollstreckende Gewalt habe.

Hierauf erhob der Kaiser den Erzbischof von Ravenna zur päpstlichen Würde. „Gedenkt," sagte er, indem er ihm die Investitur gab, „an den Grund der Absetzung desjenigen, den Ihr vertretet! Vergeßt nie, daß die Hand, welche die Tiara verschenkt, sie auch zurücknehmen kann. Nie darf die Unabhängigkeit eines geistlichen Fürsten das Gebiet überschreiten, welches ihm der Gründer des Christenthums angewiesen hat. Barmherzigkeit, die Welt durch seine guten Handlungen erbauen, das Recht der Cäsaren achten, dieses sind die Gesetze, welche er dem Oberhaupt der Kirche vorschreibt. Bleibt in diesen Grenzen, und immer könnt Ihr auf meine Achtung, auf meinen Schutz und auf die Verehrung der Christenheit rechnen." Hierauf wandte er sich zur Versammlung mit den Worten. „Uns Allen gebietet sowohl die Ehre als die Pflicht, die Urheber der Gräulscenen zu bestrafen, welche das Kaiserreich verheeren. Wir wollen uns vereinigen, um zu diesem Ziele zu gelangen. Laßt uns die Opfer bringen, welche die Nothwendigkeit erheischt; schwer sind sie, denn die Empörung und Usurpation stützen sich auf Fürsten, welche der kaiserliche Thron in den Reichen seiner tapfersten Vertheidiger finden sollte, welchen aber Gregors Stimme den Weg des Verraths gebahnt hat.

Doch so groß auch ihre Hülfsquellen sein mögen, um den Kampf gegen uns fortzusetzen, so glaube ich dennoch, daß sie demselben unterliegen müssen, wenn der Eifer, den Ihr heute für meine Rechte zeigt, stets den Gefahren Trotz bietet. Wir lieben, wir suchen die Gefahren und fliehen sie nicht, denn wenn wir dieses thäten, würden wir keine Deutschen sein. Wir würden nicht von jenem kernhaften und kühnen Volke abstammen, vor dem der Römer zitterte, das im Kampfe freudig seine Kraft erprobte, das die Freiheit als sein höchstes Gut ansah. Ja, wir werden den Sieg erringen, weil er immer dem Rechte gebührt, und Ihr wißt, daß das meinige gegründet ist. Unsere Feinde sind zahlreich und tapfer; aber kühner werden wir uns ihnen entgegenwerfen! Meinerseits schwöre ich, mein Recht zu behaupten, oder auf dem Schlachtfelde zu fallen; freudig werde ich aber dem Tode entgegengehen, wenn ich sicher sein kann, in Euch die Rächer meines Falles und die Beschützer meiner Kinder zu finden."

Unter donnerndem Beifall dröhnte der Saal: Heinrichs Rede hatte die gewünschte Wirkung hervorgebracht. Prälaten, Krieger, Fürsten und Edelleute umarmten sich wie Brüder. Heinrich selbst war tief bewegt; Eberhard und Kosheim freudetrunken; sie fanden ihren Herrn, ihren Kaiser wieder, Heinrich in seiner ganzen Größe.

„Krieg dem Gregor!"

„Krieg dem Rudolph!" erscholl es von allen Seiten, „Auf! Nach Italien! Auf! Nach Sachsen! Vorwärts!"

Und man beschloß, letzteres Land zu bekriegen. Guibert aber sollte mit den Waffen in der Hand in Rom seine Rechte zur Tiara geltend machen.

Fünfzehntes Kapitel.

Gregor und Heinrich hatten sich gegenseitig abgesetzt. Gregor erkannte letzteren nicht mehr als Kaiser an, und für Heinrich war Gregor kein Papst mehr.

Beide rüsten sich nun zum Kriege. In allen Gauen Deutschlands und in Italien sammelt man Truppen. Des Pfaffenthums heimliche Machinationen treten den Fortschritten des Kaisers entgegen, und legen ihm manches Hinderniß in den Weg. Jedoch, viele tapfere Ritter, der Krone ergeben, treten als Vertheidiger der Selbstständigkeit des deutschen Volkes auf, welche Gregor in der Person Heinrichs bekämpft, und strömen mit rüstigen Kriegsschaaren unter die kaiserlichen Fahnen. Seit

seiner Demüthigung zu Canossa, war des Kaisers Muth auf's Höchste gestiegen; er beginnt jetzt einen Kampf mit seinen Feinden auf Leben und Tod. Aber auch diese sind auf ihrer Hut; mehrere haben schon das Schwert gezogen und ihr blutiges Banner wehet auf vielen Burgen. Otto's von Nordheim Waffengetöse erschallt an allen Grenzen des Sachsenlandes, dessen fürstliche Heeresmacht, durch Ueberzahl furchtbar, sich schon aller Festen an der Elbe bemächtigt hat. Rudolph, an der Spitze eines starken, trefflich gerüsteten, siegträumenden Heeres, zieht an den Elsterfluß, wo ihm der Kaiser abermals bei Wolksheim die Schlacht anbietet, nachdem Gottfried von Bouillon, Hohenstaufen, Hellenburg, Kosheim demselben neu erhobene Truppen zugeführt haben.

An einem Octobermorgen standen sich beide Heere gegenüber. Die aufgehende Sonne umstrahlte das blendende Weiß der Zelte, und erhob den Glanz der Waffen und Rüstungen der kampfgerüsteten Streiter. Die Anführer ermahnten die unter ihrem Befehle stehenden Truppen. Die Einen sich auf ihre Rechte stützend; die Andern auf die, dem Rudolph vom Papste gegebene, Krone sich berufend. Heinrich, als erbitterter Herrscher die Treulosigkeit und den Verrath seiner Vasallen schildernd; der Gegenkönig, gegen den von der Kirche Verfluchten, auf Gottes Befehl auf immer seiner Krone Beraubten, seine Schaaren

aufwiegelnd: beide aber den Triumph der Gerechtigkeit ihrer Sache von des Schlachtenlenkers allgewaltiger Hand erflehend.

Hierauf gab man das Zeichen zur Schlacht, und der Kampf entspann sich allenthalben mit der größten Lebhaftigkeit. Heinrich, der sich am linken Flügel befand, schlug den Feind und verfolgte ihn eine Strecke weit; der Ungestüm seines Fußvolks warf die Sachsen, deckte den Wahlplatz mit deren Leichen, und zwang sie zur Flucht. Da stürzte sich Otto von Nordheim vor die Fliehenden, führte sie zum Kampfe zurück, griff das Centrum von Heinrichs Truppen an, brach es durch und drängte es zurück. Kosheim eilt herbei, um diesen Angriff zurückzustoßen. Man kämpft mit der vollen Wuth entfesselter Leidenschaft; und das Blutbad wird fürchterlich. Der kaiserliche Bannerträger stürzt an Heinrichs Seite hin, und er selbst, von Feinden umringt, wird hart bedrängt. Eberhard erblickt die Gefahr, welche Heinrich bedroht, bahnt sich schnell einen blutigen Weg durch die dichten Reihen der Feinde und befreiet für einen Augenblick seinen Gebieter.

Welf von Baiern zieht, als er Kosheims Bewegung wahrnimmt, einen Haufen Reiter zusammen, stellt sie nahe an ein Gehölz im Hinterhalt, und in dem Augenblicke, wo Ulrich den linken Flügel Rudolphs kräftig

drängt und im Begriffe ist, das Centrum zu überholen, bricht er aus seinem Versteck hervor, fällt dem Kaiser in die Flanke, und es beginnt ein fürchterliches Gemetzel. Heinrichs Pferd wird am Kopfe durch einen Pfeilschuß getroffen und stürzt zusammen; er selbst wird von Neuem umzingelt. Eberhard, stets an der Seite seines Kaisers kämpfend, sucht, wiewohl von Wunden bedeckt, denselben zu schützen, aber Welf, der auf ihn zukömmt, zerschmettert ihm den Kopf mit seiner Streitaxt. Schon scheint die Schlacht für Heinrich verloren zu sein, und dieser selbst als ein Opfer seines Muthes zu fallen, als Hohenstaufen, welcher den Kaiser vermißt und dessen Banner nicht mehr erblickt, eine kleine Schaar wackerer Ritter um sich versammelt, Alles, was sich ihm entgegenstellt, niederwirft, und durch sein Beispiel den sinkenden Muth der kaiserlichen Truppen von Neuem belebt. Mit Adlerblicken durchspäht er das weite Schlachtfeld, und es gelingt ihm endlich den Kaiser zu entdecken. Rasch stürzt er, mit seiner Streitaxt bewaffnet, zu ihm hin, schmettert Alles, was diesen umringt, zu Boden, und giebt so den Seinigen Zeit herbeizueilen. Heinrich schwingt sich wieder auf ein Pferd, erobert mit eigner Hand eine feindliche Fahne, die des Rudolphs, der sich mit Verzweiflung vertheidigt. Gottfried von Bouillon, der sich in der Nähe des Kaisers befindet, wirft sich

zwischen die Kämpfenden, und versetzt Rudolph den Todesstreich. Sterbend erkennt dieser, wie früher der Herzog von Reginger, in seinem Falle ein Gottesurtheil.

Rudolphs Tod entschied den Ausgang der Schlacht nicht, denn Otto von Nordheim, der allenthalben zugegen gewesen, und dessen Streitkräfte denen des Kaisers weit überlegen waren, sammelte von Neuem seine weichenden Truppen, und griff die des Kaisers nochmals an, versprengte sie nach allen Richtungen und nachdem er viele gefangen gemacht hatte, pflanzte er seine Banner auf dem Platze auf, den Heinrich am Morgen behauptet hatte. Verwirrung und Unordnung ergriff die kaiserlichen Schaaren; Reiterei, Fußvolk, Alles wogte durcheinander. Jedoch auch hier wachten Heinrich und Bouillon; sie machten hinter einem Berge Halt, sammelten ihre zerstreuten Truppen und der Rückzug begann in Ordnung, obgleich die Nacht weit vorgerückt war. Der Feind verfolgte die Geschlagenen nicht.

Sieben Jahrhunderte sind verflossen, seitdem diese Schlacht geliefert wurde, welche unstreitig eine der blutigsten jener Jahre war. Monarchen, Throne, Vieles hat seit diesem Tage die Zeit gestürzt; und neue Sitten, neue Erscheinungen hervorgerufen. Aber wie klein erscheinen uns jetzt jene blutigen Kämpfe neben denen unseres Jahrhunderts, neben den Riesenschlachten, worin

ein gekrönter Artillerie=Officier sein Schwert in die Wagschale Europens werfend, die Ueberbleibsel jenes Thrones zerschmetterte, um dessen Besitz man so viel Blut vergossen und so viel Menschen aufgeopfert hatte.

Otto von Nordheim siegreich, Oberbefehlshaber des feindlichen Heeres durch Rudolphs Tod, trachtete jetzt selbst nach der Krone und schickte deshalb einen Boten zu Gregor, um dieselbe von ihm zu erflehen. Er ermahnte die unter seinen Befehlen stehenden Großen und Ritter eifrig, sich einen neuen Kaiser zu wählen, welcher der Kirche getreu und unterworfen sei.

Heinrich, geschlagen, verzichtete dennoch nicht auf ein einziges seiner Rechte. Er beschloß, Gregor in seiner eignen Heimath aufzusuchen und zu bekämpfen.

Nachdem er deshalb in der Hütte eines Dorfes einen Rath versammelt, um einen ernsten Entschluß zu fassen, begann er: „Einer unserer Freunde, einer unserer tapfersten Kriegsgefährten, ist, für unsre Rechte kämpfend, gefallen. Er hat sein Leben verloren, laßt uns seinen Tod rächen! Auf, gegen Rom! Leicht wird es uns werden, unser siegreiches Banner auf seinen erstürmten Mauern aufzupflanzen, denn Mathilde und Gregor sind durch unsre Partheigänger hart bedrängt; Hildebrand kann auf die Hülfe des Normannischen Herzogs in Calabrien, seinem Lehnsmanne, nicht sicher rechnen, und

sollte ihm Robert Guiscard auch Beistand leisten, so wollen wir ihn dennoch in seinem eigenen Lande bekriegen. Unsere Maßregeln sind getroffen. Kosheim, Ihr werdet sofort aufbrechen, in der Lombardei alle Truppen sammeln, deren ich bedarf, um Rom von dieser Seite anzugreifen. Gottfried von Bouillon, Hohenstaufen, Ihr werdet bei mir bleiben, bis daß ich alle Verstärkungen gesammelt habe, um den Verlust der vergangenen Schlacht zu ersetzen. Wir wollen sehen, ob das Losungswort Deutschlands „Papst oder Kaiser" sein soll, ob Fremdlinge, Unterthanen uns Gesetze vorschreiben können. Das Blut unserer edeln Kriegsgenossen schreiet Rache, und es giebt Keinen unter uns, dessen Muth und Kräfte durch einen so edeln Auftrag nicht vermehrt wäre. Krieg oder Friede! Unsere Großmüthigkeit hat der Papst mit der schwärzesten Treulosigkeit vergolten, er hat mich geächtet, und den Geist eines schwärmerischen, fanatischen Volkes benutzend, mich zu entehren, die Kaiserwürde zu verspotten gesucht. Wir müßten kein Blut in den Adern haben, ewig unwürdig sein, die Kaiserkrone auf dem Haupte zu tragen, wenn wir ihm die geringste Zeit ließen, uns ferner zu schaden, und ihn nicht sofort züchtigten. Auf, nach Rom!

Europa ist gespannt auf unsere Handlungen, es wird dieselben richten! Daß es sich gedulde! in kurzer Zeit

soll es sagen können: „Rom ist gewesen," und die späte Nachwelt soll die Stelle vergebens aufsuchen, auf welcher es stand."

Unbeschreiblich war der Enthusiasmus der Anwesenden bei des Kaisers Worten. Kosheim brach noch am selben Tage auf, und das kaiserliche Heer nahm nur erst, nachdem ihm Verstärkungen von allen Seiten zugestoßen waren, den früher schon bekannten Weg nach Italien.

Sechzehntes Kapitel.

Heinrich überschreitet nun den Mont Cenis und langt ohne Widerstand vor den Thoren der Siebenhügelstadt an. Dreimal belagert er dieselbe; dreimal wird er zurückgeschlagen, aber zum vierten Male pflanzt er das Reichspanier auf den Thürmen des alten Roms auf, nachdem die Außenwerke in die Gewalt seiner Waffen gefallen waren.

Dieses Ereigniß erregte den Enthusiasmus der Völker der Lombardei, welche des Kaisers Unglück betrauert hatten, im höchsten Grade. Die Anhänger Hildebrands geriethen in Bestürzung; sie hatten, durch Mathilde aufgewiegelt, die Unklugheit begangen, ihre Freude über den Ausgang der Schlacht von Wolksheim zu äußern und

wegen ihrer Ueberlegenheit an Truppenzahl die Niederlage des Kaisers und dessen Vertreibung aus der Halbinsel im Voraus zu feiern. Heinrich aber, großmüthig als Sieger, verzieh Allen und bot jetzt dem Papste die Hand zur Versöhnung dar, damit er ihm die Kaiserkrone aufsetze.

Hohenstaufen wurde, um Vermittler zwischen Gregor und Heinrich zu sein, zum Kaiser berufen und nachdem ihm dieser die Verhältnisse auseinander gesetzt hatte, begab er sich zum Papste nach der Engelsburg, wo er sich anmelden ließ und nach einer Weile vorgelassen wurde.

In einem ziemlich geräumigen, aber einfachen Gemache saß Gregor, von einigen Cardinälen umgeben, mit denen er sich über wissentschaftliche Gegenstände unterhielt. Beim Eintritt Hohenstaufens blieb er ruhig auf seinem Sessel sitzen und fragte ihn mit verstellter Stimme, welche er so gut anzunehmen wußte: „Was begehrt Heinrich von mir?"

„Eure Heiligkeit," entgegnete Hohenstaufen, „mein Herr und Gebieter, Heinrich, Kaiser von Deutschland, tief gerührt über die Unglücksfälle, welche das deutsche Reich und Italien betrüben, wünscht sich mit Euch unter der Bedingung auszusöhnen, daß Ihr ihm die Kaiserkrone auf's Haupt setzet und ihn feierlich salbt. Er gelobt, das päpstliche Gebiet, Euch und die Religion zu

beschützen. Wir führen in der einen Hand das Schwert, sichern Bürgen des Sieges, mit der andern bieten wir allen Städten und Ländern Deutschlands Friede, Schutz und Sicherheit an. Verachtet Ihr des Kaisers Anerbieten, alsdann bringt Ihr von Neuem über Eure Kinder den Krieg mit seinen Schrecknissen und die Rache eines Heeres, und dann — wehe Euch! Ueberwindet Ihr Euren Widerwillen, unterdrückt Ihr Eure feindlichen Gesinnungen nicht und beeilt Euch nicht, von meinem Gebieter den Frieden anzunehmen, den er Euch jetzt anbietet, alsdann ist an keine Versöhnung mehr zu denken. Täuschet also unsre schönsten Hoffnungen nicht, und Ihr werdet des großen Namens würdig sein, den Europa Euch gegeben und den Euch selbst mein Herr und Kaiser nicht verweigert! Die kaiserliche Fahne weht an den Gestaden der Tiber im Angesichte des alten Capitols! Gedenket daran!"

Gregor erbleichte vor Wuth; doch gleich mäßigte er sich und antwortete dem Abgeordneten des Kaisers mit einem höhnischen Lächeln: „Nimmermehr! Frevel ist's, einen Verfluchten zu salben und zu weihen! Lieber leide ich den Tod, als daß ich solch Unrecht thue! Geht und meldet dieses Euerm Herrn, es ist mein unwiderrufliches Wort!"

Bei diesen Worten stand er auf und kehrte Hohen=

staufen den Rücken. Dieser erbittert, warf sich ihm entgegen und sagte ihm: „Wahnsinniger Greis, Du verdientest, daß ich Dir den Kopf zerschmetterte, für die verächtliche Art, Dich über meinem Herrn auszusprechen! Du bist und bleibst sein Unterthan, und von nun an wird er Maßregeln ergreifen, sich Deiner auf immer zu entledigen! Bist Du denn so verblendet, begreifst Du denn nicht, daß Deine Unbeugsamkeit in des Kaisers Willen nicht mehr an der Zeit ist? Willst Du denn den erschöpften Ländern, über welche Du durch des Kaisers Gnade regierst, keinen Frieden geben, und den unermeßlichen Opfern, welche der Krieg kostet, kein Ziel setzen? Sind durch die treulosen Umtriebe Deiner Pfaffen nicht Opfer genug gefallen, der trauernden Menschheit nicht Leiden genug zugefügt? Du zeigst nicht, daß Du nach dem Namen des Wohlthäters des ganzen Menschengeschlechts strebest, und verachtest den des Retters von Italien! Du bist und bleibst, so lange Dein Angesicht die Erde schänden wird, ein halsstarriger, boshafter Mensch, ein eigensinniger und rachsüchtiger Priester, der, statt die Gewissen der Christen zu leiten, dieselben zum Verrath und Mord gegen ihren Gebieter zwingt. Erinnere Dich wohl meiner Worte: Entzündet sich der Krieg nochmals; so ist Alles für Dich verloren, keine Rettung mehr vorhanden, und alsdann möge sich dies Geschick

erfüllen! ..." Hierauf entfernte er sich, um dem Kaiser den Erfolg seiner Botschaft mitzutheilen. Heinrich hatte diesen schon vorausgesehen und deshalb bereits Vorbereitungen getroffen, um im Fall, daß Gregor abschlägig antwortete, den Guibert unter dem Namen Clemens III. feierlich zum Papste anerkennen zu lassen. Dieses geschah auch, und der Neuerwählte salbte Heinrich und setzte ihm die Kaiserkrone auf.

Heinrich, im Herzen tief durch Hildebrands Weigerung verwundet, rückte mit seinen Truppen gegen die Engelsburg an und schloß den Papst daselbst ein; mußte aber die Belagerung aufheben, weil Robert Guiscard zu Gregors Befreiung mit seinen Normannen herbeigeeilt war. Er verließ Rom, und der Normannenfürst, alleiniger Herr der Stadt, übte darin so viel Grausamkeiten aus, daß die Römer sich zum Kampf gegen ihn erhoben. Es wäre schwer, den Zustand des Schreckens und der Verödung zu beschreiben, in welcher sich die Hauptstadt des Kirchenstaates befand.

Die Normannen mußten sich entfernen, aber bevor sie es thaten, ließ Robert die Brandfackel über die Stadt werfen.

Gregor traute den Römern nach diesen Vorfällen nicht mehr, sondern entfloh nach Salernos. Von Neuem schleuderte er den Bannfluch über Heinrich IV. Seine

Erbitterung gegen denselben war auf's Höchste gestiegen, und Nichts, weder Unglück noch Alter, konnte seinen Entschluß ändern, seine Willenskraft erschüttern. Aber so viele Begebenheiten und Unglücksfälle hatten Gregors Gesundheit zu Grunde gerichtet. Er erkrankte bald darauf in seiner Verbannung und berief einige Augenblicke vor seinem Tode alle Bischöfe zu sich und sagte ihnen: „Kraft der Gewalt zu binden und zu lösen, welche Uns der himmlische Vater verliehen hat, spreche ich alle Gebannte vom Kirchenfluche los, nur Heinrich und Guibert nicht. Gebt mir Wort und Handgelöbniß, jene beiden nie vom Banne zu erledigen, außer wenn sie ihre Würde niederlegen und sich der Kirche völlig unterwerfen. Ich spreche zu Euch aus vollster Ueberzeugung. Ehe werden die Wogen des Oceans die Felsen zertrümmern, die seit so vielen Jahrhunderten seine Wuth dämmen, als die kaiserliche Faction, Feindin der ganzen Menschheit, welche in Sachsen, Deutschland, Italien den Krieg entzündete, und den Stern der Kirche zu verdunkeln suchte, vor derselben, wenn Ihr Eurem Gelübde treu bleibt, Gnade und Verzeihung finden. Sie muß sich dem göttlichen Willen unterwerfen und alles Niederträchtige, Elende, Boshafte, Erbärmliche aus ihrem Schoße stoßen. Bischöfe, Diener der Kirche, Rebellen gegen dieselbe, schreiben Schmähschriften gegen Uns, schimpfen gegen Uns,

weil wir Christen den wahren Frieden, einen würdigen Herrscher, und das Evangelium geben wollten. Es giebt Keinen unter Euch, der nicht einsieht, daß der Plan, den ich ausgedacht, und bis an mein Ende nie aus dem Auge gelassen habe, für Religion eine der Wohlthaten der Vorsehung, welche unter so vielen Umwälzungen und Schicksalsschlägen stets über die Existenz und Unabhängigkeit der Kirche gewacht hat, und zugleich das einzige Mittel ist, jene wie diese zu retten, da ein Kaiser beide zu verschlingen droht. Ihr werdet das Schauspiel der immer zunehmenden Größe und Wohlfahrt einer Kirche sehen, die er seinen Kriegshorden als leichte Beute überliefern zu können geglaubt hatte; deshalb vermahne ich Euch, das große Werk, das ich begonnen, die Herrschaft der römischen Kirche, fortzusetzen. Ungebeugt und beharrlich in meinem Unglücke, scheide ich vom irdischen Leben. Ich liebte Gerechtigkeit und haßte Gottlosigkeit; darum sterbe ich in Verbannung." .... Der Tod überraschte ihn bei diesen Worten. Bis an sein Dahinscheiden blieb er seinem Vorsatze getreu. Er wurde in dem Kloster selbst, worin er sich während seines Exils aufgehalten, am folgenden Morgen in die Gruft gesenkt, und die Cardinäle wählten einen neuen Papst unter dem Namen Urbanus II.

Kurze Zeit darauf erfuhr Heinrich den Tod Hildebrands, und glaubte nun ruhig als Kaiser in Deutschland herrschen zu können. Vergebens! seine Feinde ließen ihm keine Ruhe. Sie ernannten den Grafen Hermann von Luxemburg an seiner Stelle, und der Papst erneuerte den Bannfluch gegen ihn..

Der neue Kaiser vermochte aber nicht, Heinrich die Spitze zu bieten, obgleich auf letzterem der Bannfluch lastete, und die geistliche Hydra allenthalben das Volk gegen ihn aufwiegelte. Diese Qual der Menschheit, Vernichterin des Gedankens, ein nagender Wurm am Keime jeder Landeswohlfahrt, Verräther an seinem Gebieter, trat ihm jederzeit entgegen. Diese allein selig machende Kirche, voll von Ränken und den abgeschmacktesten Fratzen, mit ihren Bibel- und Kirchenfloskeln, welche sich unter dem Gewande buchstäblich orthodoxer Pfaffen herumtrieb, erstickte für einige Zeit noch den kernhaften Geist des Wahren, Guten und Schönen und gebrauchte eine barbarisch kauderwälsche Sprache, um den Haß aller Mächtigen auf den Kaiser zu laden. Er ergriff aber das Schwert und kämpfte mit einer solchen Beharrlichkeit, um die geschändete Majestät wieder zu Ehren zu bringen, daß das deutsche Volk für ihn die Waffen ergriff. Fremde Lehren wollten bei demselben keinen Anklang finden; es ließ sich nicht verführen, weil es schon die bösen Folgen

eingesehen und das unsägliche Elend, das durch den Bürgerkrieg über das Vaterland gekommen, empfunden hatte.

Diese fremden Lehren, durch zahllose Schriften vertheidigt, erweckten einen andern Streit. Viele fromme und gelehrte Männer erhoben sich gegen die päpstliche Parthei, um Deutschlands Unabhängigkeit zu retten. Ihre Schriften legten diesen großen Charakter an den Tag, der um Freiheit der Gewissen, Meinungen und aller den Menschen angebornen Rechte ringt. Dieser geistige Kampf befestigte die wichtigste Grundlage der Freiheit, die öffentliche Meinung.

Während dieser Zeit war auch der Tod Otto's von Nordheim vorgefallen, und bald darauf starb der Erzbischof von Mainz. Hermann, den das Volk spottweise den Knoblauchskönig nannte, legte endlich die Krone nieder und unterwarf sich des Kaisers Gnade. Dieser gab ihm seine Güter zurück. Da erhob Markgraf Egbert die weggeworfene Krone und stellte sich dem Kaiser entgegen; er fiel aber bald durch Meuchelmord.

Nach so vielen Kämpfen ward dem Kaiser das Glück wieder hold. Die sächsischen Fürsten, an deren Spitze Magnus stand, wandten sich zu ihm, selbst Lothringen, Franken und Kärnthen erkannten ihn; auch Welf schien

zur Versöhnung geneigt, wenn Heinrich ihm das Herzogthum Baiern wiedergäbe.

Auf diese Weise schien der Friede in Deutschland wieder hergestellt zu sein, und Heinrich konnte Kräfte sammeln, um den langen Streit, den er mit dem Papste gehabt, zu beschwichtigen. Deutschland athmete langsam, gleichwie die verdorrte Erde durch einen fruchtbaren Regen befeuchtet, sich allmählig erquickt.

Das Unglück hatte den Kaiser vor der Zeit gebeugt. Er strebte nicht mehr nach Herrschaft, sondern ohne Stolz, mild und leutselig gegen seine Freunde, großmüthig gegen seine Feinde, sehnte er sich nach Ruhe. Er durchreiste Deutschland und nahm sich allenthalben der Armen und Unterdrückten an. Von Kosheim und Hohenstaufen begleitet, begab er sich nach Sachsen und von da nach Franken. Hier stellte Ulrich alle mögliche Untersuchungen an, um den Aufenthalt seiner Bertha zu entdecken, doch Alles vergebens; Keiner konnte ihn denselben angeben. Der Kaiser selbst schickte Kundschafter aus, und da diese gleichfalls ohne bestimmte Aussage zurückkehrten, bat ihn Kosheim, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, sich nach dem Löbenstein zu begeben.

Nach drei Tagen erschien er in der Gegend dieses hohen Schlosses; aber wie sehr erstaunte er, dort nur eine Hütte anzutreffen. Schutthaufen und übereinander

gewälzte Steine bezeichneten die Stelle, auf welcher sich ehemals diese stolze Feste erhob. Er stand wie versteinert da, und überließ sich seinen Betrachtungen. Nach einer Pause ertheilte er seinen Dienern den Befehl, am Fuße des Berges mit den Pferden zu verweilen, und er nahm eiligst den Weg zur Hütte. Er klopfte an die Pforte, ein Greis im härnen Gewande mit schneeweißem Barte öffnete ihm. Er trat hinein und erkannte in dem Einsiedler jenen Bruno, dem ehemaligen Diener des Herzogs von Reginger. Er überhäufte ihn mit Fragen, allein dieser antwortete ihm in diesen wenigen Worten: „Die Ihr sucht, Ritter von Kosheim, bewohnt lange Zeit dieses Schloß nicht mehr. Ihren jetzigen Aufenthalt kenne ich nicht und kann Euch darüber keine Auskunft geben. Was die Zerstörung des Löbensteins anbetrifft, so möget Ihr wissen, daß, nachdem Ihr den Herzog von Reginger, den das Reichsgericht in die Acht erklärt hatte, getödtet, dasselbe eines Tages einen bewaffneten Haufen hierher schickte, welcher das Schloß zerstörte und des Herzogs Wappenschild zerbrach. Bertha und ihre Mutter wurden aus dieser Stätte vertrieben und entfernten sich. Ich war gleich nach des Herzogs Tode aus Italien zurückgekehrt und bei der Zerstörung des Löbensteins zugegen. Ehe ich mich von der Tochter meines Gebieters trennte, überreichte mir dieselbe einen

Brief nebst einem Armband für Euch mit den Worten: „Uebergebt dieses dem Ritter Ulrich von Kosheim.“ Hier habt Ihr beides.“

Kosheim erbrach hastig den Brief, aber ein Schauder durchlief seine Gebeine als er Folgendes las:

„Nehmt Euer Armband zurück, ich verfluche es und die Stunde, wo ich Euch zum ersten Male sah. Ich verlasse auf immer diese Gegend trauriger Erinnerungen; nie werdet Ihr meinen künftigen Aufenthaltsort erfahren, alle Mühe deshalb wird für Euch vergebens sein. Die kindliche Pflicht gebietet mir, nie dem Mörder meines Vaters, dem Ritter Ulrich von Kosheim meine Hand zu reichen. Bertha, Herzogin von Reginger.“

Ulrich war niedergedonnert, bald aber ließ ihn seine Verzweiflung einen fürchterlichen Entschluß fassen. Er stürzte sich, ohne Bruno ein Wort zu sagen, zur Hütte hinaus, zog sein Schwert und — stieß sich dasselbe in die Brust. Bruno war ihm nachgeeilt, er fand den Ritter in seinem Blute schwimmend. Alle Versuche, die er machte, um ihn in's Leben zurückzurufen, waren vergebens; der Unglückliche hatte das Herz getroffen.

Druck von P. T. Meltzer in Wurzen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dinocourt, Théophile

Papst und Kaiser

Bd.: 2 (1840)

Leipzig 1840

P.o.gall. 625 w-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10090331-8